Biogr.
526

H. l. 200. H.

Mogi. 526

526

# Nachrichten
und
# Bemerkungen
den
Geheimen Kriegsrath von Hippel
betreffend.

---

Ein
Nachtrag zu seiner Biographie
im Nekrolog
von
W. G. Keber.

---

Qui se mirantur, in illos virus habe.
Martial. et Hippel.
De mortuis nil nisi quod verum et necesse est.
Prov.

---

Königsberg,
bey Goebbels und Unzer.
1802.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Dem Publikum und besonders allen, denen daran gelegen, bin ich Rechenschaft schuldig über den Inhalt und Zweck dieser Blätter. Hier ist sie.

Ueberhaupt achte ich die Wahrheit für ein solches Heiligthum, daß, wenn sie — ohne oder mit Absicht — verletzt wird, jeder befugt, ja verpflichtet ist, ihre Rechte zu schützen. Ich freue mich, daß der Verfasser der musterhaften Biographie des Hrn. v. Hippel mit mir hierüber gleicher Meinung ist, wenn er (S. 15 *) sagt: Am Ende ist doch Wahrheit das Höchste, was dem Menschen vergönnt ist, und ehrliches Streben darnach in der Schilderung



*) Die Seitenzahl ist, in diesen Blättern, beständig nach der aus dem Nekrolog besonders abgedruckten Biographie, angeführt.

unsrer Menschenbrüder wirkt immer Gutes.

Besonders kann also keine Geschichte, mithin auch keine Biographie, nutzen — weder zur Lehre noch zur Warnung und Besserung, wenn sie nicht vollkommen richtige Anzeigen enthält, aus denen allein sich richtige Resultate ziehen lassen.

Jede Biographie eines außerordeutlichen Mannes wirkt in Lesern, (besonders wenn sie jung und talentvoll sind), entweder den Wunsch, zu seyn, wie er war, oder den Gedanken: „dessen Rolle mag ich nicht spielen." Der Biograph schadet also unwidersprechlich, wenn er, aus Irrthum oder Absicht, die Geschichte oder den Charakter seines Helden so aufstellt, daß er zur Nachahmung reizt, wenn ers nicht werth ist, oder Verachtung erweckt, die er nicht verdient. Man kann hier nicht einwenden, daß jeder Romanschreiber seinem Helden, nach Gefallen und Gutdünken, einen Standpunkt anweiset und einen Charakter andichtet, mithin der Biograph, wo nicht als Historiker, so doch als Dichter nützlich, mindstens so unschädlich wird, als jeder

andre Dichter. Nein, der Verfasser eines Romans ist mir nur verantwortlich für die ästhetische Wahrheit, für die Uebereinstimmung seiner Darlegungen mit den Grundsätzen der Menschenlehre. Stellt er mir seinen Helden so vor, daß ich, nach gehöriger Beurtheilung, einsehe, er ist nach der Natur gezeichnet, der Verfasser ist Menschenkenner: so hat er seinen Beruf erfüllt. Zeichnet er Carikatur und Unwahrscheinlichkeiten: so verwerfe ich seine Ideale und lasse mir sein Geschreibsel höchstens zur Unterhaltung, nie aber zur Lehre, noch zur Nachahmung dienen. Der Biograph aber hat das Recht, die grösten Widersprüche darzustellen, unbekümmert, ob sie den Grundsätzen der Anthropologie gemäß sind oder nicht, wenn sie nur reine Wahrheit enthalten. Der Menschenkenner ist nicht befugt, sie anzufechten, vielmehr verpflichtet, sie zur Berichtigung seiner Wissenschaft zu benutzen. Allein heilig und unverletzt muß sie eben darum seyn, diese Wahrheit. In der Hippelschen Biographie findet sie sich nicht so spiegelrein; daher hier einige kleine Berichtigungen — die darum mir nicht unwichtig

scheinen, weil sie so ganz zur Beurtheilung dieses Mannes dienen. Es liegt wirklich viel daran, ob sein eigentlicher Charakter so oder anders erscheint, eben weil er außerordentlich war. Wenn sich also bedeutende Resultate aus diesem Nachtrage ergeben, die aus der Biographie selbst nicht herfließen: so ist es keine vergebliche, noch weniger eine verwerfliche Mühe, die ich mir gegeben habe.

Endlich kommt noch hinzu, daß in der Hippelschen Biographie (S. 293) meines verstorbenen Vaters umständlich gedacht wird, daß Hr. von H. in Gerdauen geboren und erzogen worden, daß seine Eltern hier an 30 Jahre und länger wohnhaft gewesen, auch beyde hier verstorben sind; daß ich jetzt als Nachfolger meines Vaters, als Inspektor der Schulen, als Einheimischer und Kenner des Orts und der Umstände, in welchen der große Mann seine Jugendzeit verlebt hat, mehr als jeder andre mit den Gegenständen bekannt bin, von welchen hier die Frage ist.

Eigentlich sind es daher nur Bemerkungen über H—ls Jugend und Erziehung, über seine Eltern und Familie, die ich authentisch darle-

gen kann; allein sie sind von der Art, daß, wo nicht die Umstände selbst, doch die Schlüsse daraus die Widersprüche auflösen, welche sich, nach dem Bekenntniß seines Biographen und seiner Freunde, in diesem Mann fanden. Alles ist erklärt, sobald man bestimmt weiß, daß nur ein Geist ihn beseelte, nämlich der des Stolzes und der Selbstsucht — nur der Gedanke in allem und vor allen Menschen, ungewöhnlich und groß zu scheinen. Diesem mußte alles dienen, alles weichen, je nachdem er gebot. Alles bleibt Geheimschrift, wenn wir nicht diesen Schlüssel annehmen; daß er aber der richtige ist, zeigt eben seine wahre Jugend- und Familiengeschichte — zusammengehalten mit der Beschreibung, die er davon macht.

Darin, hoffe ich, sind meine Leser mit mir einverstanden, daß man seinem Freunde das große und schwere Opfer gewiß nicht leisten werde, wenn man ihm das kleinste und leichteste versagt. Sehen wir also, daß der Selbstbiograph, in geringfügigen Dingen, der Wahrheit so wehe gethan hat, wo es ihm nichts

nützte; so wird kein Zweifel seyn, er habe es da gewiß gethan, wo sein wirklicher Vortheil es erforderte. Geschahe es in rein-historischen datis, wie vielmehr in Bemerkungen und Raisonnements. War es der Fall am grünen Holz, wie viel gewisser am dürren.

Wir berühren also zuerst einige historische Angaben, die zum Theil sein durchschauender Biograph leise berührt hat.

Der Selbstbiograph bezieht sich (S. 24) um seinen Familienstolz (S. 22. 28) zu rechtfertigen auf frühere genealogische Nachrichten, die so bekannt (also wenigstens gedruckt) seyn sollen. Er hat (S. 28) keine so herrliche Menschen gekannt, als in seiner Familie. Er lobt (S. 39) einen Familienernst; (S. 43) die seltene Genealogie, die unstrittigen data für die adliche Abkunft, redet von den Versuchungen des Vaters, der Mittelmäßigkeit zu entsagen, (S. 69) von den edlen Merkmalen der Hippelschen Familie, (S. 128) von seinem adlichen Blut, als einem Vorzuge, den die Vorfahren nur seit zwey Generationen nicht geltend gemacht haben ꝛc. Wir, als Kenner der Familie, nach Zeit, Ort und Umständen,

erstaunen billig über die Unrichtigkeit, wie besonders über den Widerspruch dieser Angaben.

Was soll man von des Verfassers Kopf, Wahrheitsliebe und Achtung gegen das Publikum denken, wenn man, auf einem Blatt (S. 43) lieset, daß seine Genealogie vor allen weit hinauf reiche und es zu bewundern ist, wie eine solche Familie so lange im Mittelstande d. h. bürgerlich geblieben; indeß es auf dem andern Blatt (S. 73) heißt: nur seit zwey Generationen hat diese Familie sich ihrer adlichen Rechte nicht bedient. Welch ein offenbarer Widerspruch! Welche Unwahrheit!

Nicht geringer ist die, wenn von dem Ruhm, von den (gedruckten oder so gut als gedruckt bekannten) genealogischen Nachrichten der Familie geredet wird, und der Selbstbiograph gleich darauf gesteht, den Namen Hippel in keinem Bücherverzeichniß je gefunden und über den auf seinem Gedicht als gedruckt erblickten Namen Hippel als über eine besondre Erscheinung sich gewundert zu haben. Narratorem opportet esse memorem.

Da endlich auch der Glaube an die Adels-Diplome aus fernen Landen, mit dem achtzehnten Jahrhundert ins Meer der Ewigkeit geflossen zu seyn und sich in diesen kaufmännischen Zeiten nicht erhalten zu wollen scheint: so dürften allererst die obigen Widersprüche ganz zu heben seyn, ehe es mit der Abkunft und dem uralten adlichen Blut Hippels vor der literarischen Welt, seine Richtigkeit haben kann.

Mit dem Predigerstande seines Vaters hat es eine gleiche Bewandniß. Er nennt ihn wiederholentlich einen Geistlichen, redet von dessen Kirche, und stellt die Erzählungen geflissentlich so, daß ihn jeder für einen Prediger halten soll, welches er nie gewesen. Er war Rektor der damals sehr geringfügigen Schule zu Gerdauen, hatte also nur eine sehr geringe Stelle, und war unter dem Stande seines Vaters geblieben, auf der niedrigsten Stufe seines Fachs. Er hatte es zu keiner Predigerstelle, ja selbst nicht zu einer Verbesserung im Schulfach gebracht, ohngeachtet er einige bedeutende Verwandte hatte, welches aber daher kam, daß er, wie wir bald be-

merken werden, keiner Ascension fähig war.

So will auch der Selbstbiogr. nicht anders wissen, als daß seine Vorfahren aus dem Stamm Levi geheyrathet haben (S. 73). Seine leibliche Mutter aber war schon keines Predigers Tochter; ihre nächste Verwandtschaft war eine Weißgerber-Familie im kleinen Städtlein Barten. Er will beyspiellos ausgezeichnet seyn von der Prinzessin von Hessen-Homburg (S. 75). Keiner von den vielen noch lebenden Zeitgenossen weiß es, wie er zu irgend einer, geschweige zur öftern Unterredung mit dieser Dame gekommen seyn kann; wie denn auch die angeführten Neckereyen mit ihrem Charakter ganz unverträglich waren.

Er stellt seine Eltern als bemittelt vor (S. 77); da ihre jährliche Einnahme vom eignen Vermögen und Amt nicht über einhundert und achtzig Thaler gewesen seyn kann, wie ich als Kenner ihrer Umstände und des hiesigen Rektor-Postens es verbürgen kann. Dieses kleine Einkommen dürfte nun nach Abzug dessen, was die Familie zu Nahrung und

Kleidung, desgleichen (nach S. 131) zur Wohlthätigkeit gegen Hausarme nöthig hatte, gewiß nicht so weit gereicht haben, auch nur eine geringe Pension für ihn zu zahlen; wie er denn, uneingedenk des vorhergesagten, S. 132 selbst versichert, daß in seinem väterlichen Hause, nichts übrig geblieben sey.

Ferner will er (S. 77) aus den treuen Händen seines Vaters allein zur Akademie gediehen seyn, da ich — gleich hundert andern — es bestimmt ganz anders weiß. Hier sey mirs erlaubt, zur Steuer der Wahrheit, das Bild unter eine billige Critik zu nehmen, welches H — l von seinen Eltern und meinem Vater entwirft. Friede sey mit der Asche dieser Guten; sie ruhet in heiliger Stille, wenige Schritte entfernt von der Stelle, wo ich dieß schreibe. Mit herzlicher Werthschätzung und Liebe erinnere ich mich ihrer. In der That, es bedarf keiner hohen geprieſenen Weisheit, um Gott angenehm zu seyn; er siehet nicht die Person an. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst. — Also kein Tadel und kein Lob, sondern nur Berichtigung aus Liebe zur Wahrheit, und zum Nutzen und From-

men. — Wehe denen, die aus Licht Finsterniß und aus Finsterniß Licht machen, die den Demüthigen ehrgeizig und den Schwachen und Kleinen weise und groß nennen.

H—ls Eltern sind an den Eigenschaften, mit welchen sie die Biographie ausstattet, keinem kenntlich, der sie im Leben oder aus Nachrichten jemals gekannt hat.

Nach seiner Beschreibung hält man seinen Vater gewiß für einen grundgelehrten Mann, für einen denkenden Pädagogen, für einen theologischen Philosophen, oder wenigstens für einen philosophirenden Theologen. Denn der Selbstbiograph redet (S. 224) von dessen Talenten in der Jugend, durch welche selbst der Kayser Peter der Große aufmerksam geworden sey, (S. 77. 79) von seiner Erziehungskunst und Weisheit, von dem Beytrage des Vaters zu des Sohnes Reise für die Akademie, (S. 90) von seinem Lateinisch-sprechen, (S. 82) von seiner großen Fertigkeit in dieser und der griechischen Sprache, (S. 28. 141. 321. 420) von seinem herrlichen Charakter, von seinen tiefphilosophischen Raisonnemens, (S. 139) von seinen Kenntnissen in der Geschichte und Geo-

graphie, (S. 112) von seinem denkenden Verstande, (S. 114. 124) von seinen vorzüglichen religiösen Seiten, seiner hohen Frömmigkeit, seiner Philosophie, wie von seinen andern wichtigen Eigenschaften, die in den Lebensläufen noch besser an- und ausgestrichen wären. In der That, es wird eben so unglaublich scheinen, als es die reinste Wahrheit ist, wenn ich treu anzeige, was dieser Mann, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse seiner ehemaligen Schüler und Bekannten, seines sehr wahrheitsliebenden Inspektors (meines Vaters) und alles dessen, was die Zeit von seinen hiesigen Thaten und Arbeiten noch nicht verwischt hat, gewesen ist. Er war nichts mehr und nichts weniger, als ein schwacher Mann ohne eignes Verdienst, ohne Fähigkeit, es je zu haben, in allen Wissenschaften, ein geistesarmer Anfänger, ein unfreundlicher Pedant im Schulunterricht, dessen ganze Pädagogik — fast nur im Ruthenstreichen der entblößten Posteriorum seiner Schüler bestand -- ein Geschäfte, welches er oft sechsmal in einer Stunde vornahm und womit er bey weitem den grösten Theil seiner Schulstunden hinbrachte, weshalb er

auch zu mancher Verantwortung gezogen wurde. Und doch war nicht viel Furcht und Respekt bey seiner Schuljugend herrschend. Die Zöglinge hatten im Gegentheil ihren Spaß mit dem alten Mann. Bald fingen sie an, ungewöhnlich laut zu reden, um ihn zu entrüsten. Kam er dann auf den Ort des Lerms zugegangen: so schoben sie den ersten, den besten Unschuldigen ihm unter die Hände, der denn, ohne alle weitere Untersuchungen, seine Hiebe bekam, ohngeachtet alles Protestirens und ohne alle weitere Vorstellungen und Ermahnungen, bloß mit dem Wort: Sittst (d. h. siehst du?) Bald stießen sie, hinter seinem Rücken, seinen Sandseiger an und schüttelten ihn, damit er geschwinder liefe, da denn, bey dessen Differenz von den andern Uhren, ein langes Wundern und Untersuchen entstand, welches den Unterricht unterbrach, worauf es die Buben eben anlegten. Bald zogen sie in der Dämmerung eine haarichte Mütze hin und wieder, auf die er denn zuschlug und rief: Katze fort! An Schul- und andern Kenntnissen war er sehr schwach, wuste wenig von der lateinischen, noch weniger von

der griechischen Sprache, fast nichts von den historischen Wissenschaften. Nicht besser waren seine theologischen Kenntnisse, und noch schlechter seine Kanzelgaben; daher er nie predigte. Man sagt, sein Vater habe ihn einmal dazu gezwungen; allein, es sey ihm ein solches Zittern und Beben in Leib und Geist gefahren, daß er auf der Stelle ein Gelübde gethan habe, die Kanzel nie mehr zu besteigen. So viel ist gewiß, er wurde einst von meinem Vater, bey dringenden Umständen aufgefordert, vor einigen Hospitaliten, in der Kirche ein Montagsgebet zu halten. Er nahm es an, allein, nach langer Vorbereitung, erschien er den Abend zuvor und erklärte, es sey ihm unmöglich, dem Auftrage zu gnügen. Ob er sich zu schwach gefühlt habe, das zu haltende Gebet aufzuzeichnen oder das aufgezeichnete vorzulesen und zu halten, ist mir unbekannt. H—l hat gegen die, welche mit diesem allen bekannt waren, oft selbst ein ironisches Urtheil gefällt über seinen Vater, und, unter andern, einen meiner ältern Brüder, der ihn fragte, „was sein Vater doch an dem bekannten Tisch so oft und lange geschrieben habe" gesagt:

gesagt: Ich selbst war darauf neugierig, und fand, bey näherer Untersuchung, daß es die nachgeschriebenen Sonntagspredigten Ihres Vaters waren.

Eine andre Anekdote von seinem so gerühmten philosophischen Pietismus fällt mir bey, deren Erzählung ich von mehreren, besonders aus dem Munde eines gleichzeitigen vornehmen Mannes gehört habe, welchen Hr. von H—l selbst gewiß als glaubwürdig anerkannt hätte. Der damalige hiesige Diakonus W—r hielt Erbauungs- und Erquickungsstunden in seinem Hause, denen viele Frömmlerinnen und Frömmler beywohnten, unter letztern auch Rektor Hippel. Eine nichts weniger als frömmelnde Bürgerfrau hatte sich mit einigen Complicen über das Holz des sich und andre erbauenden Diakoni hergemacht, um sich, bey ihrer Unbekanntschaft mit geistlichen Erquickungen, durch leibliche Wärme zu erquicken. Die Sache wurde bekannt. Das listige Weib fürchtete die Klage und Untersuchung; sie suchte den Kläger von der schwachen Seite anzugreifen und bat, mit anscheinender großen Reue um Verzeihung und Aufnahme in die

Erbauungsgesellschaft. Das würkte; es ging Gnade für Recht; jedoch sollte vor der Aufnahme eine Bußübung geschehen. Diakonus, als der beleidigte Theil, hielt sich nicht stark genug, in der Stunde der Weihe, blos an das Himmlische zu denken und das Irdische — sein Holz — ganz zu vergessen, übertrug also die Sache seinem Freunde und Mitarbeiter am heiligen Werk, dem Rektor H—l. Dieser citirt die Büßende, läßt sie an einem Stuhl niederknieen; er selbst kniet an dem andern hin, entblößt sein Haupt, gebietet Andacht und fängt an: Barmherziger Gott, hier bringe ich dir einen Dieb. — Die Sünderin horcht hoch auf und kommt außer Fassung. — Er betet weiter: Und zwar einen Holzdieb. Kaum ist das Wort heraus, so springt das Weib — gewöhnt an schnelle Rache — auf, stemmt die Hände in die Seite und schreyt: Was hat Er mich zu schimpfen? Hab' ich ihm Holz gestohlen? Bin ich sein Dieb — sein Holzdieb? u. s. w. Kurz die ganze Feyerlichkeit nimmt ein Ende mit Schrecken. Da indessen die Herren das Gespötte der Laien fürchteten: so wurde per-

sona quaest. zwar nicht aufgenommen, jedoch auch nicht gezüchtigt, sondern alles unterdrückt.

So etwas dient gar nicht, den Mann zu verkleinern, der es ehrlich gemeynt haben mag. Allein Umstände und Schwachheiten dieser Art sind dem Menschenkenner gewiß wichtig, in Hinsicht auf die Beurtheilung eines so merkwürdigen Sohnes — und zwar sowohl seiner Laufbahn, als seiner vom Vater dargelegten biographischen Skizzen wegen. Man mag nun urtheilen, ob dieser Mann, wie sein Sohn, der Selbstbiograph es meynt, am Petersburger Hofe eine große Rolle hätte spielen können, ob er das je war und seyn konnte, was die Biographie von ihm sagt, ob hier der Pinsel, bey der Entwerfung des Bildes, nicht offenbar in die Farbe der Selbstsucht getaucht und die Wahrheit ganz übertüncht worden sey.

Aus der Schwachheit dieses Mannes und, wie ich glauben will, nicht aus seiner Fahrlässigkeit ists auch nur zu erklären, wie aus seinen Lehrerhänden, in den vielen (wo ich nicht irre 30) Jahren seines Amtes, kein

Einziger zur Universität gediehen, ohngeachtet es hier so wenig an vermögenden Eltern gefehlt haben kann, als an fähigen Jünglingen, mit Talent und Lust zum Studieren; da mehrere, in dem Zeitpunkt, von hier aus, in andre Schulen gegangen und daraus dimittirt worden sind. Auch fanden sich hier solche studierlustige in Menge, als neben und nach Hippel mancher tüchtige Lehrer und besonders mein Vater als Inspektor der Schule erschien.

Dieses Mannes gedenkt die Hippelsche Biographie (S. 293) nicht so, wie hier seiner gedacht werden sollte. Er war nämlich nicht blos der confirmirende Prediger, er war, als Verwandter und Menschenfreund, zugleich Lehrer und Rathgeber von H — l, und wahrscheinlich wäre H. ohne ihn das gar nicht geworden, was er wurde; da er offenbar den ersten Choc von diesem merkwürdigen Mann bekam. H—l erkennt (nach S. 293) sowohl seine Verdienste an, als seinen Einfluß auf ihn selbst. Er läßt seinem Charakter Gerechtigkeit wiederfahren, schreibt ihm einen bestimmten, festen, immer himmelwärts gerichteten Sinn zu, und führt, letzteres zu bewei-

sen — jedoch nicht zu seinem Lobe, auch nicht ganz richtig — eine Anekdote an. Mein Vater hat sie mir und meinen Brüdern selbst erzählt, noch mit dem Zusatz: Warum frägt man mich über so etwas um meine Meinung? Als er (nicht von, auch nicht bey Hippel, sondern von einem noch vornehmern Mann) gefragt wurde: Was halten Sie denn von den Freymäurern: so sagte der alte Mann — nicht in der zweyten Person: Ihr hasset das Licht, weil ihr das Arge thut — sondern also: Ich kenne ja ihre Geheimnisse nicht, Jesus aber sagt: Wer arges thut, hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, daß seine Werke nicht offenbar werden.

Weiterhin lautet das Urtheil über ihn noch weniger vortheilhaft. Mein Vater heißt da, ehrgeitzig, absprechend, auch — nicht undeutlich — ein Schwärmer; von seinen weitern Verdiensten um H—l steht da kein Wort. Dieß alles verdient eine nähere Beleuchtung.

Mein Vater kam im Jahr 1751 als Pfarrer nach Gerdauen und zwar, nachdem er

schon sechs Jahre zu Momehnen Landprediger gewesen war. Er hatte als Student, mehr noch als Prorector in Rastenburg, seine vorzügliche Kenntnisse und Lehrmethode gezeigt und nahm, aus Menschen- und Bruderliebe, die zwey ältsten Söhne seiner Schwester, welche an den Pfarrer in Groß-Schwansfeld verheyrathet war, unentgeldlich zu sich nach Momehnen; er unterrichtete sie vom Lesen ab und brachte sie sehr weit zur Universität, so, daß der Vater, ein Mann von Kenntnissen, aber ohne Sorgsamkeit, es gar nicht eher glaubte, daß sie Studenten wären, bis sie ihm ihre vortheilhaften Zeugnisse darüber vorzeigten.

Als mein Vater nach Gerdauen kam, war H—l ein Kind von zehn Jahren, hatte, wie alle übereinstimmen, viele jedoch nicht unerhörte Fähigkeiten, vorzüglich aber einen ganz eignen Stolz, der sich in seinem ganzen Betragen äußerte und einen ganz besondern Contrast mit der Schüchternheit seines Bruders machte. Als die Jahre seiner eigentlichen Vorbereitung kamen: so schüttete Rektor Hip- Hippel sein Herz vor meinem Vater aus, wel-

ches voller Bekümmerniß war, über das Schicksal seines ältsten Sohnes. Er bekannte es, daß er zu schwach wäre, ihn zur Universität selbst vorzubereiten und zu arm, ihn anderswo unterrichten zu lassen. Er bat um meines Vaters Unterstützung, bezog sich auf dessen schon gezeigte Proben im Fach der Erziehung u. s. w. Sogleich zeigte sich mein Vater sehr bereit, mit Rath und That behülflich zu seyn; er würkte sehr thätig auf die Fortschritte des Kindes und Jünglings, gab ihm und einem noch lebenden braven Officianten zu Königsberg Privatstunden und war zufrieden mit dem Lehrlinge. Zu seinen ersten Aufsätzen, zu den ersten deutschen und lateinischen Versen, zum Uebersetzen der lateinischen Autoren, besonders der Dichter, die Rektor H—l nicht kannte, u. s. w. zu allem wurden ihm von meinem Vater Anweisungen ertheilt, der sehr correkt schrieb, gut stylisirte, auch leicht Verse machte. Indessen blieb doch alles Stückwerk und wir unseres Orts wissen genau, wie weit es H—l in der Schule gebracht, daß er den Curtius, etwas aus dem Cicero und kleine Stellen aus einigen Dichtern übersetzt, auch

selbst oft gesagt hat, er sey jämmerlich aus der Schule gekommen, welches er auch in seiner Biographie S. 45 zu verstehen giebt. Seine Poesie, sein Styl und alles, was er wirklich an Kenntnissen besaß, war auch nicht, wie er vorgiebt, wie vom Himmel gefallen, sondern ein Werk meines Vaters und neben dem des eignen Fleißes. Indessen war er in dem allen ein Anfänger und sein Umgang mit den Autoren, die er nicht kannte, ist also gewiß wohl nur idealisirt, d. h. erdichtet, wie so vieles andre.

Vor Hippel, d. h. vor meines Vaters Inspektion, ist hier, wie schon bemerkt, Niemand zur Universität befördert worden. Als aber Conrektor Meyer (ein schwacher Mann) im Jahr 1757 starb und der brave und geschickte Schmidt in dessen Stelle kam, auch mein Vater mit zutrat; da fing sich die Schule an zu heben und schon drey Jahre darauf im. J. 1760 wurden dimittirt Christian Gottlieb Arndt, ein Schwestersohn meines Vaters, der Anfangs die Theologie, hernach jura studierte, nach Warschau, von da nach St. Petersburg ging, wo er bedeutende Posten be-

kleidete, von der Kayserin Catharina II., wegen seiner großen Kenntnisse, sehr geschätzt, kayserlich belohnt, auch endlich in den Adelstand — zum wirklich kayserlichen Hofrath und zum Ritter des Wlodimir-Ordens, mit dem Rang eines Obristen, erhoben wurde; er ist Verfasser vieler Schriften, des großen St. Petersburger Journals, Uebersetzer des Gesetzbuchs ins Russische u. s. w. lebt jetzt, seiner Gesundheit wegen, von kayserlicher Gnade, im südlichen Deutschland: im Jahre 1793 besuchte er Preußen, auch mich in meinem und seinem Jugendort. Ferner

Gotthard Friedrich Hippel, der die Theologie studierte, schon 1762 hier Conrektor, 1771 Diakonus, 1778 Pfarrer in Loewenstein, 1782 Pfarrer in Klein-Schoenau, endlich Pfarrer zu Arnau bey Königsberg wurde, auch viele Gelehrsamkeit besitzt. Ferner

Friedrich Wilhelm Sturm wollte Anfangs die Medicin studieren, befliß sich hernach der Rechte, wurde Sekretair beym Stadt-Gericht und Assessor beym französischen Gericht zu Königsberg, wo der brave Mann noch lebt.

Eine vorzügliche Eroberung machte die hiesige Schule nun an dem Rektor J. J. Arndt, der ein Zögling meines Vaters war, wie schon bemerkt. Er brachte folgende zur Universität:

Johann Jakob Triedwind, der im Jahr 1764 dimittirt, 1782 allhier Rektor und 1785 Diakonus wurde;

Heinrich Gottfried Arndt, der Justizrath in Salfeldt, hernach Kreis-Justizrath allda wurde und jetzt auf seinen adlichen Kantenschen Gütern lebt;

Benjamin Nowack, der auch 1764 auf die Akademie ging und in Pohlen Prediger geworden seyn soll;

Heinrich Samuel Keber, mein ältster Bruder, der 1765 Student, 1773 Diakonus in Allenburg, 1777 Pfarrer in Auglitten und Schönwalde, 1793 Inspektor der Friedländschen Diöcese wurde, und jetzt allda lebt.

Gottlieb Ernst Peter, der auch 1765 dimittirt, hernach adlicher Gerichtsschreiber in Freystadt wurde, jetzt aber Stadtrichter zu Rosenberg ist.

Als Rektor Arndt Pfarrer in Groß-Schwansfeld wurde, kam der jetzige Pfarrer

David Friese in seine Stelle. Von ihm und seinen thätigen Mitarbeitern Hippel und Schenkel, der jetzt Pfarrer zu Drengfurth ist, wurden mehrere zur Universität befördert, nämlich

Johann Christian Keber, mein zweyter Bruder, 1767, der schon 1771 Aktuarius in Schlodien, in demselben Jahre Gerichts-Advokat in Königsberg, dann Assessor, Justiz-Commissarius, endlich dirigirender Bürgermeister in Memel wurde, wo er als Oberbürgermeister und Königlich Preußischer Kriegsrath 1795 starb;

Carl Gotthard Keber, der 1773 und zwar, wie fast alle folgende, von Friese und Schenkel zur Akademie befördert wurde; er studierte Anfangs die Rechte, hernach die Theologie, wurde 1780 Informator im von Gröbenschen Stipendienhause, 1781 Feldprediger bey dem von Lossowschen Husaren- und Bosniaken-Regiment, 1787 Probst zu Gumbinnen; ferner

Christian Carl Peter, der auch 1773 auf die Universität ging und jetzt Justizbürgermeister in der Königlichen Stadt Schippenbeil ist;

Ernst Gotthelf Feege, dimittirt 1775, darauf Referendarius zu Königsberg, dann Kreis-Justizaktuarius in Salfeld, jetzt Kreis-Justiz-Rath zu preuß. Eilau.

Friedrich Gotthard Wagner, dimitt. 1775, ging nach Curland, wo ich ihn als einen Justiz-Officianten gesehen und gesprochen habe;

Johann Heinrich Schiemann, dimitt. 1775, studierte jura, ist jetzt Königl. Preuß. Münzmeister zu Königsberg.

Samuel Benjamin Wagner, dimitt. 1777 als Jurist, ging hernach zum Oekonomie- und Policeyfach über; wo er jetzt in officio steht, ist mir unbekannt.

Friedrich Wilhelm Schenkel, dimitt. 1777, wurde Jurist, dann Theologe und ist jetzt Prediger im Oberlande.

George Siegmund Keber, dimittirt 1777 als Theologe, ward hernach Jurist, als solcher Referendarius bey der Regierung zu Marienwerder und bey dem Hofgericht zu Bromberg, 1784 Kreis-Justiz-Aktuarius in Schneidemühl, lebt jetzt — vortheilhaft placirt, allda als Landschafts-Syndicus und Justiz-Commissarius;

Adam Ernst Pätsch, dimitt. 1777, ging hernach in die Gegend von Riga, wo er auch placirt seyn soll.

Carl Friedrich Rhode, dimitt. 1779, wurde 1789, nachdem er anfangs jura und dann die Theologie studirt hatte, Conrektor zu Strasburg in Westpreußen, dann Rektor und Diaconus in Marienwerder.

George Mäkelburg, dimitt. 1779, ist jetzt Justiz-Amts-Aktuarius in Barten.

Johann Friedr. Otto, dimitt. 1779, studierte jura, hatte gute Kenntnisse und ertrank 1784 zu Königsberg im Oberteich.

Carl Schulz, dimitt. 1779, widmete sich anfangs der Jurisprudenz, dann der Theologie, ward 1794 Conrektor bey der hiesigen Schule, ist jetzt Pfarrer zu Groß-Schwansfeld.

Friedrich Rauschke, dimitt. 1779, studierte die Theologie, ward Präcentor zu Moltheinen und 1798 Pfarrer zu Schönfließ und Tolksdorf.

Georg Adam Meyer, dimitt. 1779 studierte die Theologie, in der Folge jura, ward Führer des einzigen Sohns des Kriegs- und

Domainenraths von Fahrenheid, und ist jetzt auf Reisen in Wien u. a. O.

Heinrich Siegmund Wagner, dimitt. 1781, studierte die Rechte, ging hernach zur Oekonomie über, ist jetzt General-Pächter und Königlicher Amtmann.

Daniel Victor Heinrici, dimittirt 1781, widmete sich der Jurisprudenz, wurde 1786 Regiments-Quartiermeister, ist jetzt Königlicher Domainenbeamter in Barten.

Wilhelm Gottlieb Keber, dimitt. 1780, studierte die Theologie, wurde 1783 Informator im von Gröbenschen Stipendienhause. 1785 Rektor zu Memel. 1791 Pfarrer und, 1795 Senior und Inspektor zu Gerdauen (ist eben als Erzpriester in Bartenstein introducirt und Verfasser dieses Nachtrags, auch einiger anderer Schriften.)

Theodor Friedrich Hoffmann, ist 1781 dimittirt als Jurist, ward Referendarius zu Marienwerder, und ist itzt Auditeur in Thorn.

Ernst Legien, auch 1781 dimittirt, ging zur Oekonomie über und starb als Gutsbesitzer.

Leopold Siegmund Krieger, dimittirt 1782, studierte jura, wurde Referendarius zu Bromberg, dann Kreisrichter zu Krojanke, ist itzt Königl. Criminal-Rath zu Warschau.

Johann David Friese, dimitt. (von Triedwind) 1784, ist der Gottesgelahrheit beflissen und jetzt in Amerika, wo er Prediger geworden und in verschiedenen Situationen gelebt hat.

Friedrich Taureck, auch dimitt. 1784, studierte die Rechte, ward Referendarius, sodann Stadtrichter zu Tapiau, Justiz-Commissarius, ging endlich nach West- und Südpreußen, wo er als Inquisitor Publicus und Königl. Criminalrath starb.

Ernst Gottlieb Keber, auch 1784 zur Universität gegangen, wurde, als Theologe, Informator im Stipendienhause zu Königsberg, dann Conrektor zu Allenburg, ist jetzt Pfarrer zu Albrechtsdorf bey Bartenstein.

Johann Gottlieb Peter, dimitt. 1785, starb als Regiments-Quartiermeister.

Johann Bernhard Peter, dimitt. 1786, kam in die Stelle des vorigen als Regiments-

Quartiermeister nach Westpreußen, wo er auch noch ist.

In der Folge sind noch einige tüchtige Subjekte, von dem zeitigen Rektor Pasternack, zur Akademie vorbereitet und in voller Reife aus der Schule entlassen, schon bey meinem Hierseyn.

Die genannten aber sind alle zur Zeit meines Vaters und seiner Inspektion in der hiesigen Schule gebildet, die unstrittig ihre Aufnahme meinem Vater zu danken hat; wie denn auch von den sechs und dreyßig hier angeführten braven und gröstentheils gut versorgten Männern zehn aus seinem Hause und besondern Unterricht, mit welchem er so liebreich nachhalf, zur Universität gekommen sind.

Wirklich hatte er sehr gute Kenntnisse, besonders in Sprachen, die er im Hause seines ihn liebenden Mutterbruders, des braven Magister Masecovius, Pfarrers im großen Hospital zu Königsberg und im Collegio Fridericiano, in den merkwürdigen Jahren von 1731 bis 36 sehr gründlich erlernt und so lieb gewonnen hatte, daß er, bis in sein höchstes

Alter,

Alter, sehr gerne das Lateinische, Griechische und Hebräische resp. sprach, las und studierte. Die Poesie war ihm wirklich mehr werth, als man von jenem Zeitalter denken sollte; seine Verse (selbst die vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts verfertigten) waren sehr fließend. Es ist besonders, wir haben aus dem Anfange des 18ten Jahrhunderts noch sehr schlecht versificirte Lieder, von Leuten, die sich viel dünkten; indeß mancher im Dunkel seinen netten Vers schrieb. Welche interessante Stücke habe ich noch von meinem Großvater gelesen, der drey und funfzig Jahre lang Pfarrer in Friedenberg, und zuletzt lange Senior des ganzen Preuß. Ministerii war, auch wohl mehr zu seyn verdiente.

Seine poetische Correspondenz mit dem damaligen Pfarrer Weber in Leunenburg verdiente wirklich, nicht verloren zu gehen. Zwey seiner Verse sind der Nachwelt aufbewahrt. Sie stehen auf den Friedenbergischen Kirchen-Glocken eingegossen, welche, durch den Blitzstrahl, samt dem Thurm und vielen Gebäuden, vernichtet und darauf restituirt wurden. Die Verse sind folgende:

### Auf der großen Glocke

Als ich neulich durch den Brand,
Der in Friedenberg entstanden,
Fiel aus meinen festen Banden,
Ward ich fast zu lauter Grand,
Doch man hat mich aus der Aschen
Ausgesucht und ausgewaschen.

### Auf der kleinen:

Auch mir ging es eben so.
Doch, was durch den Brand zerflossen,
Hat Herr Dornmann umgegossen.
Die Gemeine mag nun froh,
Bey dem neuen Glockenklingen,
Gott allein die Ehre singen.

Dieser Mann war ein solcher Canzelredner, daß weit Entfernte hinkamen, ihn zu hören. Auch diese Gabe hatte mein Vater wohl von ihm geerbt. Jedermann hielt ihn in seinen frühern Jahren für einen eindringenden Redner. Eine Anekdote mag beweisen, daß er auch späterhin kräftig reden konnte.

Ein boshafter Mensch, Namens Neuhoff, der schon als Kind Gefallen an Grausamkeiten äußerte und vielen Lastern ergeben war, heyrathete eine gleichfalls unnütze Person, so,

daß es an Unterhalt und vorzüglich an der ehelichen Verträglichkeit gänzlich fehlte. Der Unglückliche wurde von dem Weibe verlassen, und gerieth in Verzweiflung. Eines Tages — es geschahe im Jahr 1781 — ging er wild an den Gerdauenschen Scheunen hin und wieder; man ahnte nichts Gutes. Die Stadt-Obrigkeit ließ ihn, da er hier nicht domicilirte, aufgreifen, und durch die Stadt, eine Strecke auf die Landstraße hinführen. Beym Anblick des Pfarrhauses bittet er, zu meinem Vater gelassen zu werden, dem er, als seinem ehemaligen Seelsorger, welches er lange nicht mehr war, etwas offenbaren wolle. Der Rathsdiener hat hiezu keinen Befehl und reißt ihn weiter fort. Einige Stunden darauf entsteht in dem gräflichen, neben der Stadt gelegenen Vorwerk Kinderhoff ein Feuer, welches wüthend um sich greift und einige schöne Gebäude mit manchem Vorrath und Wirthschaftsgeräthe in die Asche legt. Nach dem ersten Schreck kommen einige sogleich auf den Gedanken, Neuhoff müsse der Thäter seyn. Man schickt Bothen nach und erhascht ihn. Er leugnet im Gefängniß hartnäckig die That.

Mein Vater ist in voller Theilnahme, zu der sich allein zu Hause befindenden gräflichen Gemahlin des Gutsherrn hingeeilt, und wird ersucht, sich dem Gefangenen einen Augenblick zu zeigen, auch zu versuchen, ob dieß nicht wirken möchte. Kaum redet er einige Worte, so fällt der Bösewicht hin, und gesteht die That. Er wird zur weitern Untersuchung dem fünf Meilen von hier entfernten Justiz-Collegio zu Angerburg eingeliefert. Allein dort wiederruft er alles, und alle Mittel sind vergebens angewandt, ihn zum Eingeständniß der That und der nähern Umstände zu bringen. Die Inquisitoren sehen sich endlich genöthigt, mit dem Inquisiten zurück gen Gerdauen zu ziehen, und meinen Vater zu requiriren, daß er ihn zum Geständniß bringe. Mein Vater begiebt sich auf die Brandstätte; der Inquisit erscheint. Mein Vater blickt ihn an und ruft mit feyerlichem Nachdruck: Wer seine Missethat leugnet, dem wirds nicht gelingen u. s. w. Nach wenigen kräftigen Worten, erbebt der Verbrecher und gesteht die That, erzählt auf der Stelle alle Umstände, Gründe und Gedanken, die er dabey gehabt. Er wurde hier neben der Stadt lebendig verbrannt.

Die Amtsführung meines Vaters war ganz musterhaft; er kannte kein größeres Vergnügen als seine Geschäfte, keine andre Leidenschaft als ihre pünktliche Vollziehung, davon ihn selbst Krankheits- und andre wichtige Umstände nicht abhielten. In seinem 69sten und 70sten Jahre wurde er matt und bat um mich zu seinem Gehülfen. Die Sache verzog sich durch Umstände, ohne seine und meine Schuld. In diese Zeit fällt eine Geschichte, deren Andenken mir Thränen kostet.

Die Schule in Gerdauen war durch die unglückliche Wahl eines Lehrers, bey der mein Vater indebite nicht zugegen war, im Sinken; es entstanden Nebenschulen, die er als Inspektor nicht leiden durfte, um dem einen braven Lehrer nicht allen Muth zu benehmen. Er bat um den Schutz des vorgesetzten Consistorii. Es wurde eine Untersuchung veranstaltet. Und obgleich mein Vater nicht Parthey war, auch, wie er versichert, kein Protocoll unterschrieben noch gesehen hatte: so wurde er — der Mann, der so viel, ja alles für die Schule gethan hatte — dennoch mit den Lehrern zugleich in Strafkosten von zwölf Thalern

genommen. Sein Charakter war standhaft, allein sein Herz gefühlvoll für fremde, auch für seine eigne Schicksale. Er zog sich diesen sehr merkwürdigen Vorfall so zu Gemüthe, daß er mir schrieb: Das befördert meinen Tod. Er starb auch nicht lange nachher und hatte noch, zwey Tage vor seinem Ende, die große Freude, mich als seinen Nachfolger bestimmt zu wissen; worüber er die an seinem Sterbebette stehenden bat, das Lied anzustimmen: Sollt' ich meinem Gott nicht singen ꝛc. Nach dessen Beendigung verlangte er den Gesang: Groß ist, Herr, deine Güte ꝛc. Darauf sank er in eine Art von Schlaf oder Betäubung, aus welcher er nicht mehr erwachte. Wohl dem, der so sterben kann, daß seine letzten Worte sind: Sollt' ich meinem Gott nicht singen. Das kann nur der, der so gelebt, so gehandelt hat. Sieben und vierzig Jahre war er Prediger gewesen; sieben eigne und vier Schwestersöhne hatte er erzogen, litterarisch und moralisch gebildet, deren nur einer nicht studiert, sondern die Oekonomie erlernet hatte; unzählige wurden von ihm, bei seiner Armuth, gesättigt, gekleidet

und unterstützt. Aus Liebe zur Wahrheit möchte ich auch gerne von dem Ehrgeiz meines Vaters reden, den ihm die Biographie zuschreibt; allein ich weiß nichts davon; es müste denn seyn, daß er, bey seinen Kenntnissen und Gaben als Prediger sich nie zu einem Amt gemeldet hat, daß er, für das Geld, welches er, der Usance zuwider, bey Erlangung der lästigen Inspection pro confirmatione einsenden sollte, lieber einige Arme speisen, als den Titel Senior und Inspektor haben wollte, der ihm dafür auch bis an sein Ende von dem confirmirenden Collegio verweigert wurde; so wie er denn auch in seinem Betragen gegen alle Höhere sehr demüthig war und oftmals wiederholte, man müsse alle Gerechtigkeit erfüllen. Und ist nicht in dem Urtheil des Biographen selbst ein Widerspruch? Wie stimmt ein immer himmelwärts gerichteter Sinn, mit dem Ehrgeiz, der so ganz aufs Irrdische, ja auf den verwerflichsten Tand der Erde, auf eitle Ehre geht, die noch vergänglicher und armseliger ist, als Reichthum, Gesundheit und alles andre, was sichtbar ist — Woher also dieß Urtheil Hip-

pels? Kaum weiß ichs anders zu deriviren, als aus der Unbefangenheit, mit welcher mein Vater oft Hippeln zuweilen an seine Jugendzeit, an jenen Unterricht, an seine ersten Predigten erinnerte, was er nicht gerne zu hören schien, weil es ihm unangenehm war, durch diese Erinnerung an den Contrast gemahnt zu werden, den die Wahrheit mit seinen Beschreibungen in den Lebensläufen und in der damals wohl schon in Petto befindlichen Biographie macht. Eben so wenig kann ich, oder ein andrer es erklären, wie mein Vater zum Ehrennamen eines Schwärmers kommen sollte. Er war ein sehr jovialischer Mann, äußerst vergnügt in Gesellschaften, ein Menschenfreund im besten Sinn des Worts — ja wenn er irgend einen nicht ertragen konnte, so war es gewiß der Kopfhänger, ein Falscher, ein Scheinheiliger. Er eiferte gegen Conventikeln und Erquickungsstunden. Alles dieß dient zum Beweise, daß er nicht Schwärmerey liebte noch beförderte.

Verzeihung, liebe Leser, daß ich dem theuren Mann, dem ich nächst Gott Leben und Bildung verdanke, dieß kleine Denkmal setzte.

Wäre sein Name hier nicht so laut genannt; ich hätte wahrlich von ihm geschwiegen und kein Auge mit diesem — mir werthen Bilde ermüdet. So viel versichere ich, ich habe christlich getheilt, und dafür, daß ich die gröste Hälfte von dem, was ich sagen wollte, zurückbehielt, werden meine Leser sich schon bequemen, die kleinste nicht zu überschlagen.

Hippel wollte keinem was verdanken, als sich und seiner Familie. Nur sein Name sollte prangen! Daher jenes Urtheil über Frau Regine: Sie war werth, eine Hippelin zu seyn, als ob den Namen nur große und schöne Seelen führen könnten. Daher denn auch die Charakteristik seiner Mutter, nach demselben Maasstab, den wir nun schon kennen. Nie hat Jemand, meines Wissens, die Aehnlichkeit, beständig hat man gegentheils den Contrast Hippels und seiner Eltern bemerkt und bewundert. Seine Beschreibung will das Gegentheil. Ist hier die Wahrheit dem Menschenkenner nicht wichtig?

Hippel dichtet sich Eltern von vorzüglichem Geist und Herzen an. Warum? Um seinen Erbadel zu beweisen. Der ächte Leser einer

Biographie ist gewiß kein Freund von solcher offenbaren Erdichtung, vielmehr mit dem Gegentheil wohl zufrieden, wenn es nur Wahrheit ist, mag es auch schon nicht für den Erbadel des Helden zeugen. Lieset man von seiner Mutter S. 26 daß sie die poetischen Fehden so fein beurtheilt habe, S. 27, daß es keine herrlichern Menschen geben könne, als sie, S. 40, daß sie, ohngeachtet der Gespenstergeschichte, eine sehr vernünftige Frau gewesen, S. 69 daß sie über den Zweck der Schöpfung tief philosophirt. S. 74 daß sie sich über die adliche Abstammung der Familie ganz hinweggesetzt, S. 114 daß sie so herrliche Grundsätze in der Religion gehabt und das frömmste Paar auf der Welt mit ihrem Mann gebildet habe. S. 125 daß sie eine würdige, edle Frau, ja die bravste edelste Frau gewesen, und einen Kreis der Dürftigen um sich versammlet habe, mit liebevollem Herzen, S. 133 daß sie pathetische Anreden gehalten über die Wohlthätigkeit, S. 144 daß sie eine spartanische große Seele gehabt, S. 428 daß sie sehr witzig und philosophisch über Menschenvernunft und Dicht-

kunst geurtheilt habe — lieset man dieß, und man hat die Frau gekannt: so muß man wirklich mehr als — — sich wundern. Schon die Bemerkungen S. 125. 26. 27 erregen Verdacht gegen die ersten biographischen Zeichnungen und ihre Aechtheit. Auch hat der wahrheitsliebende Biograph schon nach S. 269 die litterarische Cultur der guten Alten in Zweifel gezogen. Allein, um die Sache ganz zu beurtheilen, ist eine solche persönliche Bekanntschaft nöthig, wie wir sie mit dieser guten Frau gehabt haben. Es ist viel gesagt — aber wirklich wahr: Fast keine einzige dieser Angaben ist wahr, oder nur halb wahr. Nach gemeiner Art erzogen war ihr Aeußeres und Inneres ganz derselben angemessen geblieben. Ihre Kleidertracht, ihr körperlicher Anstand, ihre Reinlichkeit, ihre Verbindung mit einem Kreise von Nachrichtsträgerinnen, ihre Anforderungen an fremde Dienstfertigkeit, ihr Verklagen der muntern Kinder bey den Eltern, alles war so kleinlich, so gemein, daß der Kenner von beyden sagen muste: Welch ein Contrast zwischen Mutter und Sohn!

Wie viele, mich selbst nicht ausgenommen, waren Zeugen von dem Benehmen des letztern gegen sie, seine Mutter. Er schien sich ihrer zu schämen, versagte ihr sogar die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, den Handkuß, die kindliche Umarmung. Nach Tische, indeß er und alles sich, nach damaliger Weise embrassirte und herzte, machte er eine kleine Wendung mit der Hand gegen sie und sagte: Gesegnete Mahlzeit, Mutterchen. Von dieser Denkweise giebts mehrere Beweise und selbst der Biograph hat einen in dem Briefe der Mutter in Händen gehabt, worin sie den reichen Sohn an seine Pflicht mahnet, der Mutter zu gedenken in ihrer Armuth. So, daß ich fast glaube, eben aus dem Grunde habe er jene pathetische Lobreden auf sie und in der Biographie gedichtet, um auf diesem Wege, nach dem Tode der Seeligen das zu erfüllen und gut zu machen, was im Leben nicht so ganz geschehen zu seyn scheint.

Nicht dem ersten Anschein, wohl aber der That und Wahrheit nach, sind diese Bemerkungen wichtig. Denn wird nicht hiedurch viel, ja alles, was zur Charakteristik des außer-

ordentlichen Mannes gehört, eine andre Ansicht erhalten?

Hr. von H. hat in der Nähe, ja im Angesicht derer so stark idealisiret, die specielle Kenntniß von ihm und seiner Sache hatten; er that es in Dingen, die so rein historisch waren, nicht einmal ihn selbst geradezu betrafen, in Dingen, über die es noch problematisch bleibt, ob das Wirkliche oder Idealisirte seinen Ruhm erhöht. Man hält es wohl sonst entschieden, ob der große Mann, der aus dem Staube steigt ut Deus ex machina, mehr zu schätzen oder, der es durch Geburt, Leitung und Erziehung wurde. Geschahe dieß, sage ich, wie kann der Glaube an seine Wahrheitstreue in denjenigen Anführungen feststehen, die unter entgegengesetzten Umständen geschehen sind? Ist es dem zu verargen, der sich gedrungen fühlt, an dem zu zweifeln, was wir nicht näher wissen, was uns von entfernten Gegenständen und Zeiten erzählt ist, worüber keine Zeugen und Widersprüche zu erwarten standen und woran sich deutlich zu erinnern der Erzähler noch viel weniger Veranlassung hatte. In solchen Dingen kann der

poetische Kopf sich selbst ohne bösen Willen irren. Denn nicht Schakespear und seine Nachbeter allein — auch die Erfahrung sagts, daß wenn man sich eine Sache anders wünscht, anders vorstellt, wiederholentlich anders erzählt, als sie ist, oder geschahe, man sie endlich auch so für wahr halte, wie man sie so lange gedacht und erzählt hat, daß man, auf diese Weise, nicht nur andere, sondern auch sich selbst irre führt.

Beurtheilen wir, nach diesem Grund- und Erfahrungssatze, mit Rücksicht auf das vorangeführte, die Erzählungen und Darlegungen des Selbstbiographen: so verändert sich der hier aufgestellte außerordentliche Charakter so schnell und stark, wie ein schönes Miniaturgemälde, wenn es durch ein Vergrößerungsglaß beschaut wird. Das Gemälde bleibt darum immer schön; allein die Täuschung ist verschwunden. Der Mahler that Unrecht, daß er es dieser Probe aussetzte, wenn es auf ihn ankam, sie zu vermeiden. So bleibt auch ein Mann, wie der, von dem hier die Frage ist, immer groß; nur er thut Unrecht, sich eine Größe zuzuschreiben und zuzutrauen, die, wo nicht über-

haupt des Menschen, doch seine Gestalt übersteigt, sich ohne Sünde zu glauben und Steine aufzuheben gegen andre, denen er nur Dank schuldig war (S. 293.)

Ein solches Kind — ein solcher Jüngling — ein solcher Mann — ein solcher Sohn — ein solcher Freund — ein solcher Körper — ein solcher Geist — ein solcher Gelehrter — ein solcher Poet — ein solcher Tugendhafter! Welche Ideale von Vortreflichkeit! Wer kann sie einzeln erreichen — welcher Sterbliche sie alle in sich vereinigen? Der Leichtsinnige sieht die ungeheure Entfernung dieses Ziels der Menschheit und sein Entschluß ist gefaßt, zurückzubleiben, weil das Streben vergebens ist. Der ehrwürdige und treue Waller nach jenem Ziel wendet die möglichste Mühe an, allein seine Schwachheit, sein Zurückbleiben, seine Unzufriedenheit mit sich selbst, bey dem ihm vor Augen stehenden großen Beyspiel, lasten zu sehr auf ihm, als daß er nicht samt seinem Muth zu Boden sinken sollte, ehe er noch die ersten Meilenzeiger auf seinem Wege hinter sich hat.

Wozu sind also solche Ideale? Nicht zum Frommen, sondern zum Nachtheil — nicht zur Nachahmung, sondern zum Zurückschrecken, wohl zu bemerken, wenn sie für historische und nicht für Romanhelden ausgegeben werden.

Daß H — l jenes Ideal von sich entworfen, und also im ausnehmenden Verstande zu denen gehöre, qui se mirantur — ja unter diesen oben anstehe, kann man nicht leugnen. Eben so gewiß ist es, daß seine Mühe in der Darstellung seiner Vortreflichkeit der guten Sache nicht vortheilhaft ist. Es wäre also wohl der Mühe werth, eine nähere Untersuchung anzustellen, und, zum Nutzen und Frommen, auch wohl Vergrößerungs- und Verkleinerungsgläser anzuwenden und die Gestalt von allen Seiten ins Auge zu fassen.

Schon bemerkten wir, was H — l von seinen Eltern sagt, um seine Größe als erblich vorzustellen und so alle, die sie antasten wollten, zurücke zu schrecken. Wie diese Vorstellung, als eine bloße poetische, in ihr Nichts zerfällt, ist jedem, wie ich hoffe, klar, der das vorhin Gesagte mit Wahrheitsliebe beherzigt hat. Auch über das Gemälde, meyne ich,

wer-

werden meine Leser mit mir gleicher Meinung seyn, welches er von seiner Kindheit, von seinem uralten Adel, von seiner Familie und deren Verbindungen mit kayserlichen und fürstlichen Personen aufgestellt hat. Nicht weniger gehört die (aus seinen Bemerkungen hergenommene) Charakteristik von meinem Vater hieher. Wie, sollte es nicht, höchstwahrscheinlich mit den andern pathetischen Erzählungen und Beschreibungen eine gleiche Bewandniß haben? Werden wir hiedurch nicht veranlaßt, die ganze Biographie, in so ferne sie selbst oder deren Inhalt von ihm herkommt, für einen poetischen Versuch eigener Lobpreisungen anzusehen? Das nil admirari und eine unpartheyische Untersuchung mag uns hier leiten.

Zuerst muß jedem Leser H — ls Beschreibung seiner körperlichen Gestalt sehr poetisch erscheinen. Er beschreibt sich als besonders wohl gebaut und schön gestaltet. Er spricht S. 40 von seiner Stirn, die Gottlob wohl nicht die kleinste sey, S. 46 von der eigenthümlichen lobenswerthen Größe aller Hippels, S. 51. von ihrem schwarzen Haar und ihren feurigen Augen als besondern Vorzügen. S. 52

heißts: Ich freue mich, daß mir bis jetzt noch kein dicker Hippel vorgekommen, als ob Fleisch und Geist in dieser Körperwelt nicht beysammen seyn und der stärker Geformte — der ich nicht bin — wie ein von Gott Gezeichneter nur mit niedergeschlagenem Auge einhergehen könnte. Noch merkwürdiger ist das eigene Urtheil von seiner Physiognomie S. 192, welches er, als ihm ein Paß nach Rußland versagt wurde, mithin bey einer Gelegenheit, fällete, bey der nur der herrschende Egoismus auf diesen Gedanken gerathen konnte. Er nennt sie unsokratisch, d. h. sehr viel versprechend (da bekanntlich die Physiognomie des Sokrates so wenig versprach, daß er, der edle Mann von einem bewährten Kenner, nach derselben für dumm und boshaft erklärt wurde). Daß er sich nach S. 356 mehr als zehn mal abmahlen lassen; daß er, wie es bekannt war, gegen den Raseur in Zorn gerieth, wenn ein Barthaar aussprang, daß er, auch bey wirklicher Krankheit den Kopf frisirt und gepudert hielt, daß er den Schaden am Auge bis zur Aengstlichkeit zu verbergen suchte, ja daß er sogar, seit diesem Ereigniß, besonders seit der

Bemerkung, daß es nicht zu verbergen sey, die sonst regelmäßig besuchte Kirche vermied, um nicht angesehen zu werden. — Dieß alles kann beweisen, wie weit seine Selbstliebe auch in dieser Hinsicht ging, die ihm leider so schädlich geworden — Und war sie denn so gegründet? Von der herrschenden Familiengestalt und ihren Vorzügen habe ich nie etwas selbst bemerkt, oder von andern gehört. Mit dergleichen Familieneigenschaften ists überhaupt mißlich, da man, wie der große Friedrich sagt, allererst beweisen muß, daß man dazu gehöre. Uebrigens aber giebt es, wie von jedem Namen, auch von diesem so manche, die mehr Ursache hätten, ihren Spiegel einzuschlagen, als sich nur einmal mahlen zu lassen, wenn man es nämlich, nach den Grundsätzen der Zeichenkunst betrachtet. Ja selbst die körperliche Bildung des Hrn. Geh. R. hatte bey weitem nicht alle vota für sich. Seine Magerkeit, sein Zwang in Geberden, seine bleiche Farbe, sein hohles Auge, seine hochstehende Schultern müßten über einer gewissen Würde im Anstand vergessen werden, wenn er gefallen sollte.

So war es auch mit seinem Geist, den er, seinen Aeußerungen nach, für ganz außerordentlich hielt, so, daß er alles und in allem vortreflich werden zu können glaubte — Poet, Sprachkenner, Philosoph, Theolog, Rechtsgelehrter, Staatsmann, Kunstkenner —

Er sagt von seinen Anlagen zum Gelehrten, von der Frühreife seines Verstandes (S. 79), daß er alle andre hinter sich zurückließ — besonders auch zwey junge Edelleute (die aber nur Söhne eines armseligen Gutsbesitzers nahe bey der Stadt waren, welcher keine Gelehrte aus ihnen machen wollte, auch nicht im Stande war soviel an sie zu wenden, als ein mittelmäßiger Bürger). S. 56 redet er von Originalgedanken, die so selten und unter denen gar deutlich die seinigen gemeynt sind, S. 111. von seinem philosophischen Betragen, bey seinem todtgebornen Bruder, worüber alle erstaunten und sich kreutzten und segneten als über etwas Außerordentliches, S. 106 von der Bewirthung seines Schutzgeistes, (die denn auch wohl ein Werk der spätern Dichtung zu seyn scheint). S. 83 heißts: Ich muste den Kopf haben, den ich hatte, um nicht zu er-

müden. S. 45 wird geredet von dem herrschenden Wunsch des Menschen, eine Ausnahme von andern zu machen. Wer sieht nicht, daß der Verfasser sich selbst meynt? Er redet weiter S. 97 von seinen großen Anlagen zu einem großen Sprach-Kritiker — S. 145 von seiner Solidität, als er zur Universität kam. S. 92 von seiner Leichtigkeit im Verstehen der lateinischen Dichter ohne Hülfsmitte' (die er aber, wohlzubemerken, in der Schule, höchstens dem Namen nach kannte, nach dem Zeugniß seiner Zeitgenossen). Nach S. 150 hatte er bey Streitfragen mit seinen Contubernalen immer mehr Recht. S. 173 rechnet er sich ganz bestimmt zu den großen ungewöhnlichen Seelen. S. 216 spricht er von seiner unüberwindlichen Liebe zu den Wissenschaften. S. 427. 28 sind Stellen aus seinen Schriften angeführt, darin er sich einen poetischen Kopf, einen denkenden — einen großen Kopf nennt, der wie die Erde immer fortläuft, wenn man es ihm auch nicht ansieht. S. 193 führet er seine große Menschenkenntniß an, nach welcher er, so jung er war, alle Menschen versichert habe, Peter der

Dritte könne nicht regieren und Kayser werden, oder bleiben. S. 186 ruft er aus: O welche herrliche Casualstücke habe ich da geliefert — er war damals ein junger Anfänger im Studieren.

Wenn man so von seinem eignen Verstande spricht: so muß er ja wohl etwas Erstaunliches und Uebermenschliches seyn. War ers wirklich? Viele wollen daran zweifeln. Das Folgende wird hierüber noch einigen Aufschluß geben. So viel ist gewiß, daß auch diejenigen, die nicht zweifeln und ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, doch nicht ermangeln können, ihm zuzurufen, was jener plattdeutsche Seifensieder, dem sich vis à vis, ein andrer seines Metièrs mit einem prahlenden Schilde etablirte, auf sein Schild setzte: Nun Gott bewahr en Gnoden — hier wart doch ok noch Seep gesoden.

In gleicher Bewunderung redet der Verfasser von seinem eignen Witz und sagt S. 143, daß ein weinerlich komischer Brief von ihm als sehr witzig beklatscht worden sey (lieber Gott, wenn jeder dergleichen Beklatschen so lange behalten sollte) ferner, daß seine satyri-

sche Anlage zu Kräften gekommen, daß er, bey seinen Witzsprüngen nie den Mund verzogen, daß Vater und Mutter sich daran erfreut haben, welches wohl in jedem Pallast und in jeder Bauerhütte täglich geschieht. Den Eltern ist immer das das Witzigste, was ihre Kinder vorbringen. S. 151 erzählt Hr. v. H. eine Anekdote zum Beweise seines Witzes, mit dem Zusatz, wie er dadurch an Ansehen gewonnen habe, von ihm am meisten gesprochen worden u. s. w. S. 171 steht eine ähnliche. So setzt der Hr. Verf. einen Werth darauf, wenn er S. 191 das römische Reich das unheilige, die Personen des andern Geschlechts die Weiber Lobesan nennt.

Er hatte Witz; allein, er wurde, wie Hr. Schlichtegroll richtig bemerkt, in seinem Reden und Schreiben peinlich, weil er zu sehr darnach jagte und gröstentheils alt und entlehnt, nicht originell war, als wohin besonders all' sein Bibel- und Liederwitz gehörte. Wenn er aber auch noch mehr besessen und sich darauf selbst so viel zu gut gethan hätte: so wäre auch der mindeste Werth dahin.

Damit alle Geisteskräfte so erstaunlich erscheinen möchten, so denkt er denn auch S. 84. 85 und mehrmals seines Gedächtnisses, nennt es vortreflich, nicht mechanisch sondern judiziös. Wie mag es kommen, daß er in Erzählung seiner Jugendgeschichte so viele und mannigfaltige Dinge angeführt hat, die einer großen Berichtigung bedürfen?

Ueber seine edle und erhabne Denkungsart läßt er sich auch oft sehr vortheilhaft vernehmen und sagt S. 214. 218. 235. 36, er habe Stunden verlebt, daß Engel kein Bedenken gefunden hätten, seines Umgangs zu genießen. Er redet von der Unbefangenheit seines Herzens, von seiner edlen Dreustigkeit, von seiner großen Ueberwindung und Beherrschung seiner selbst, von seiner Gutartigkeit, Selbstständigkeit — Wohlthätigkeit. —

Nicht seine Anlagen allein, sondern auch seine erworbenen Vorzüge sahe er mit einer solchen Bewunderung an und sprach von seiner Gelehrsamkeit überhaupt — von seiner Poesie, Sprach-, Religions- und Rechtskenntniß, als ob er in allem ganz groß wäre. Die Stelle (S. 158) wo er von seiner Staatskenntniß

redet, ist in dieser Hinsicht besonders merkwürdig und auffallend. Welches waren denn seine Geschäfte bey der Staatswirthschaft im Großen? Sollte überhaupt nicht der Mann, der andre in den Fächern arbeiten sieht, der selbst, so zu sagen, bearbeitet wird, eben so gut urtheilen können, von den Einrichtungen eines Landes, als der selbst darin arbeitet? Nicht der Schuhmacher der die Schuhe verfertiget, sondern der sie trägt, weiß, wo sie drücken und wo sie bequem sind. Die Kenntnisse von einem Fach und seiner Zweckmäßigkeit kann man nicht aus Akten und Urtheilen der Officianten kennen lernen, sondern am sichersten durch dessen Wirksamkeit aufs Wohl des Ganzen und der Privat-Personen. Ja, wenn die Akten so mit der Sache als das Urtheil mit den Akten stimmten — dann wär's ein anderes Ding.

Der Verfasser redet S. 257. 58 von der Veredlung seiner höheren Natur, von seiner Bestimmung, das akademische Brod zu essen; wollte, nach S. 259 lieber ein erhabener, ein Christus-Mensch werden, als Vice-Admiral (welches das wenigste war, das er in Ruß-

land zu werden vermeynte,) uneingedenk, daß man viele Stufen dahin zu steigen hat, von deren jeder man auch wieder zurück stürzen kann. S. 437 zählt er sich zu den Autoren, die ihren Vorgesetzten über den Kopf wachsen. S. 465 spricht er von seiner ungestümen Liebe zum Lesen, da doch seine Bibliothek (nach S. 357) das schlechteste seines Hausraths war, auch sein Biograph anders von ihm urtheilt.

Nicht minder bemerkenswerth sind seine Erklärungen über seine Poesie, von der er sagte (S. 91) daß sie ihn aufsuchte, S. 95 daß er Poesien ohne allen Unterricht gemacht, den er doch wirklich von meinem Vater erhalten hatte, S. 266 von dem Absichtslosen, Uninteressirten und Natürlichen, was seiner Poesie eigen sey und sie zu einer reinen Poesie mache, S. 338 von seiner Aufnahme in die Loge um seiner Poesie willen u. s. w.

Nehmen wir nun diese seine Aeußerungen zusammen: so können und werden wir zwar nicht ihm seinen Werth absprechen, vielmehr das Achtungswerthe seiner Person, seines Charakters, seiner Anlagen und Kenntnisse, seiner Thätigkeit und Wirksamkeit zugeben und an-

erkennen. Wir gestehen es seinem Biographen zu, daß er kein gemeines menschliches Wesen war, daß er, in vieler Hinsicht bewundert zu werden verdienet, daß ers weiter gebracht habe, als viele tausend andre. Auch seine Gelehrsamkeit, seinen Verstand, seine Thatkraft und deren Anwendung wollen wir nicht bezweifeln. Indessen fühlt man sich doch, von der andern Seite, nach dem zuvor Gesagten, gedrungen, das Nachahmungswürdige allgemein Große und Edle in seinem Charakter nicht so anzunehmen, wie es die Biographie fordert, und ihn mehr zum warnenden, als zum empfehlenden Beyspiel der Welt und Nachwelt aufzustellen. Denn was war eigentlich in und an ihm groß? Wodurch war er selbst groß?

War ers durch seine Gelehrsamkeit? Sie war wahrlich nur ein oberflächliches Wissen. Seine Sprachkenntniß war nur geringe. Das Deutsche schrieb er incorrekt. Zwar wuste er sich dabey zu helfen und sagte: Wo ist ein Genie, das seine Sprache pünktlich weiß? Allein das wird wohl eben so wenig unsre Jünglinge abhalten, correkt schrei-

ben zu lernen, als den Critiker, denjenigen unter die Preſſe zu nehmen, und ihm gründliche Gelehrſamkeit abzuſprechen, der mit dem A. B. C. nicht in Richtigkeit iſt — er mag übrigens zu weit zurück, oder zu weit vorwärts ſeyn. Im Lateiniſchen, wie ichs ſelbſt weiß, war Hr. v. H. nur mittelmäßig, im Franzöſiſchen noch weniger gewiegt.

Seine Kenntniß in der Geſchichte und ihren Theilen war weniger als geringe. Und wenn er gleich auch hier ſich zu helfen weiß und ſagt: „Ich hege ketzeriſche Grundſätze in Anſehung der Geſchichte u. ſ. w.“ ſo wird man ſich doch dadurch ſo wenig irre führen laſſen, als durch die Anführungen einzelner hiſtoriſcher Daten, die man eben ſowohl aus Excerpten und fremden Allegationen einſtreuen kann. In keiner ſchönen Kunſt konnte Herr von Hippel ſich rühmen es über die Mittelmäßigkeit gebracht zu haben. Er war nicht Tonkünſtler, noch Zeichner. Zum Redner waren Anlagen in ihm, die ſich gelegentlich zeigten. Seine geiſtlichen Reden waren nichts weniger als muſterhaft und fanden nicht den mindſten Beyfall, weder bey gebildeten, noch

bey ungebildeten Zuhörern. Wenigstens sagen seine Zeitgenossen hiesigen Orts, daß die Predigt in Gerdauen ganz misglückt sey, in Hinsicht der Wirkung, wie des Vortrags, indem sie nur so kaum zu Ende gebracht wurde. Für einen Poeten wird ihn der unbefangene Kritiker auch kaum passiren lassen. Seine Gedichte — man sehe als Probestücke die in der Biographie aufgeführten an — sind schlecht. Wie unpassend ist es nicht z. B. für den Gemüthszustand eines Verzweifelnden, der sich Tod und ewige Vergessenheit wünscht und dabey ironisch von Rednern spricht, die nach Tropen schön verzagen, (S. 264.) Das geistliche Lied (S. 470) ist nicht ausgenommen von dem gefällten Urtheil, in welchem ich nichts von der gerühmten Kraft und Salbung spühre, vielmehr überall Fehler wider den Sinn, Härten und Verstoße gegen die Sprache, gegen das metrum, gegen die Haltung, die jedes Gemälde auch das poetische erfordert. Nicht strenge Kritik, nur poetisches Gefühl wird dazu gehören, z. B. im ersten Verse, das „Licht in Verstand" widerlich zu finden, und eben so auch die vierte Zeile, wo

nicht nur so viele einsylbige Worte vorkommen, sondern auch das hier so bedeutende Wort Weg als eine kurze Sylbe gebraucht wird. Mit leichter Mühe könnte man diese Fehler vermeiden und sagen:

Gib, der du deinen Sohn gesandt,
Dem Herzen Kraft — Licht dem Verstand
Daß Jesum Christum wir verstehn,
Um seine Wege froh zu gehn.

Im zweyten Verse ist das „gewaltiglich" biblisch, aber nicht verständlich, auch hier nicht passend. Der Gegensatz von Menschensatzung und — Gott ist falsch und fehlerhaft; so wie auch in den zwey letzten Zeilen so deutlich als unchristlich gesagt wird, daß Gott begreiflich sey, welches noch kein Sterblicher sonst behauptet hat. Die Fehler wären, meines Erachtens vermieden, wenn der Verfasser nicht gesagt hätte:

Er predigte gewaltiglich
Nicht Menschensatzung sondern — dich.
Und lehrte, was begreiflich ist,
Was Menschen sind und was du bist.

Sondern:

Er lehrt durch Leben und durch Tod
Nicht Menschen-, sondern Dein Geboth,
Er offenbarte, was Du bist,
Was unser Stand und Wesen ist.

Hier ist dasselbe gesagt und wahr. Die Gewalt der Lehre Jesu bestand eben darin, daß er nicht, wie die Schriftgelehrten und Pharisäer blos mit Worten, sondern mit der That lehrte und alles, was er so gelehrt hatte, mit dem Tode besiegelte. Der Zusatz „was begreiflich ist" ist theils falsch, weil das, wie schon bemerkt, nicht auf Gott paßt, theils überflüßig, da im dritten Verse, von der Begreiflichkeit und Leichtigkeit der Lehre Jesu, wiederum die Rede ist. Das Wort Geist scheint bald so viel als Sinn, bald auch wieder etwas persönliches anzudeuten, und führt also zu keinem bestimmten Begriff. Doch, ich will mich nicht zum Verbesserer aufwerfen und überlasse es den Lesern zu beurtheilen, ob ich mit Recht oder Unrecht die poetischen Anlagen und Kenntnisse des großen Mannes in Zweifel ziehe. Ich weiß es sehr

wohl, daß das Versemachen verschieden ist von dem Entwerfen eines poetischen Gemäldes im Ganzen. Aber eben hier liegts. War Hr. v. H. in diesen Entwürfen glücklich und groß? Von seinen Theaterstücken ist nur eines der Aufführung werthgeachtet, das ist wenig. Die übrigen machten kein Glück, da doch so mancher Schriftsteller, ohne groß zu seyn und zur ersten Classe zu gehören, manches schöne Schauspiel liefert, wenn er sich einmal in dieses Fach wirft. Seine Stücke sind (S. 474) alle als unbefriedigend für Leser und Zuschauer erklärt. Seine Romane könnten allerdings zu den poetischen Gemälden gerechnet werden. Allein nicht zu gedenken, daß sie keine poetische Gemälde, sondern nur Menschen aus seiner frühern Bekanntschaft darstellen, so will der Kenner, gerade in seinen Erzählungen, und in dem, was ihm hierbey gehört, ihn gar nicht befriedigend finden. Gewiß es ist nicht Hr. B—gk (Biographie S. 448) allein, der hierüber sehr klagt; ich habe dieses Urtheil von vielen kompetenten Richtern gehört. Doch davon unten.

Seinen Geschmack und seine Kunstkenntniß hat schon der Hr. Biograph selbst gehörig gewürdigt und nicht für ächt erklärt (358), daher hier keine Erörterung nöthig ist.

In den mathematischen Wissenschaften zeichnete er sich nie aus. Nicht einst Rechnen war seine Sache (Biogr. S. 314). Die Baukunst hat keinen Gewinn durch seine kleinen Abänderungen in seinen gekauften Häusern, die ohnehin hier nichts beweisen könnten.

Er glaubte alles zu seyn und werden zu können, so auch Religionskenner und Beurtheiler. Seine Schriften sind voll religiöser Bemerkungen, voll biblischem Witz bis zur Peinlichkeit und Pedanterey. Er hörte oft und, dem Anschein nach, gerne geistliche Vorträge an, ging mit Geistlichen um, redete oft von ihren Wissenschaften, ja von deren feinsten Nüancen, suchte auch wohl geflissentlich Gelegenheit dazu, wovon ich selbst mehrere Beweise erhielt. Er lobte dieß Fach enthusiastisch in seinen Schriften, empfahl es seinen Verwandten selbst damals, als die Familie schon das von vor ihrem Namen führte, mit welchem Umstande sonst das theologische Stu-

dium bey den Evangelischen unvereinbar geschienen hat. Allein, was ist nicht alles unvereinbar und was sagt man nicht alles in der Welt? Daß der große Mann nicht Kenner der Grundsprachen und des Grundtexts war, wer könnte ihm das verargen, da er wohl mehr zu thun, als hebräisch und griechisch zu studieren hatte. Allein, seine religiöse Grund- und Lehrsätze sind selbst so unbestimmt und schwankend, so widersprechend und unvereinbar in einem Kopf und Herzen, daß man dem, was von ihm hierüber überhaupt und besonders in der Biographie debitirt worden, das Entlehnte sehr bald ansieht. Hierüber bald ein Mehreres!

Nun, so ist vielleicht die Philosophie sein besonders liebes und getreues Fach gewesen, in welchem er sich so ganz zu Hause befunden hat. Behüte Gott, daß ich darüber urtheilen sollte. Wie will das ein Theologe wagen, der nach der Definition des größten Königes der Erden nichts anders ist, als ein Thier sonder Vernunft. Wohl mir, daß ich des Urtheils auch ganz überhoben bin; es ist gefällt vom competentsten aller Richter von — Kant. Er, der genaue Kenner, der Freund

und Tischgenosse Hippels — er, der große Menschenkenner, der Gesetzgeber in der Anthropologie — er, der würdige Veteran, kann wohl schwerlich sich oder andre irre führen. Und er sagts mit deutlichen Worten, daß sich sein Freund H — l nie mit der Philosophie sonderlich befaßt habe. Kants Urtheil ist zwar angetastet, allein nicht widerlegt — so schön sein Gegner auch schreibt, der doch immer nur testis und judex in propria caussa bleibt. Denn Freundes Sache ist so gut, wie unsre eigne.

Endlich ist auch, auf gleiche Weise die tiefe Einsicht H—ls in die Rechtsgelehrsamkeit bezweifelt worden. Diese Wissenschaft war das eigentliche Studium des Mannes gewesen; er hatte als Rechtsgelehrter alle seine Würden erstiegen, einen großen Theil seines Vermögens gesammlet. Seine Schriften über das neue Gesetzbuch hatten die ausgesetzten Preiße erhalten. Wirklich sehr bedeutende und doch noch nicht entscheidende Umstände, wenn entgegengesetzte eintreten, die noch wichtiger sind.

Es kann hierbey nicht relevant seyn, daß oftmals im Stillen von wirklichen Sachverständigen darüber Winke gegeben wurden, als habe es mit der großen juristischen Kenntniß des Mannes nicht seine ganze Richtigkeit. Man redete hie und da von Schein und Charlatanerie u. s. w. Indessen, wie gesagt, das ist der Welt Lauf, daß man das Große klein zu machen sucht. Solche Urtheile sind von keinem Gewicht. Ein großer Gegenbeweis ist aber da; nämlich die Beurtheilung seines hinterlassenen Manuscripts über Gesetze und Gesetzgebung (Biogr. S. 467). Die Kritik ist von einem Mann, der als competent und der Sache völlig gewachsen anerkannt ist; keine Animosität, keine Nebenabsicht ist hier denkbar und doch — das Urtheil so nachtheilig. Dem Verfasser wird da alles abgesprochen. Er wird zwar talentvoll, frey und edeldenkend genannt; allein, es wird auch gesagt, daß gründliches Studium der Philosophie, das eigentliche Ziel des Naturrechts, richtiger Sinn der Worte, gehörige Distinction u. s. w. ganz fehle, daß nur philosophische Träume, leise Ahnungen, nicht zusammengehörige, einander selbst zer-

stöhrende Materien und Behauptungen da zusammengehäuft sind, die nicht umzuarbeiten, vielmehr nur zu verwerfen lohnen. Bedürfen wir noch eines weitern Zeugnisses über die Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse in diesem Fach? Daß er hier das Beste, was er gewust, zusammengetragen, ist gewiß. Hatte dieß so geringen Werth; so ist der Schluß auf das gesammte Wissen so billig als gerecht.

Hiergegen läßt sich inzwischen eben so billig einwenden, daß von seiner wirklichen Größe als Mann von Kenntnissen und Verdiensten doch ganz unleugbare Beweise der Welt und Nachwelt vor Augen liegen, nämlich seine Würde, sein Vermögen, seine Schriften.

Hoheit und Reichthum beweiset an und für sich zwar kein Verdienst. Wir entdecken oft auf den höchsten Ehrenstufen Männer, die auch der geringsten unwerth sind, indeß mancher Edle und Verdienstvolle im Staube unbemerkt und vergessen bleibt, der jeden Platz ehren würde, ohne von ihm geehrt zu seyn. Geburt, Zufall, Verbindungen — würken dabey unglaublich viel und mehr, als der Weise es

wünscht; es ist indessen die gemischte Gesellschaft in der wir leben.

Noch öfter ist Reichthum bey Männern ohne einen andern Werth, als den, daß sie reiche Erblasser oder ungewöhnliche Glücksfälle gezählt haben. Daher sie gewöhnlich nicht lange ihres Geldes Herrn und Meister sind und ihren unmathematischen Kopf auch dadurch beweisen, daß sie in ihren Rechnungen zu kurz schießen und das credit sehr bald von dem debet überstiegen wird. Erhalten einige dergleichen Subjekte das Vermögen: so haben sie auch dabey gewöhnlich kein anderes Verdienst, als das eines wohlbefestigten Geldkastens, dem die Diebe nichts anhaben können.

Alle diese Fälle fanden bey Hippel nicht Statt. Er hat nicht seiner Geburt die Hoheit seines Standes, keiner Erbschaft sein Vermögen zu verdanken. Er war arm und niedrig geboren; er sprang nicht, sondern erstieg der Würde und des Reichthums Höhe. War demnach nicht alles, was er war und hatte, sein Verdienst? Noch nicht die Folge. Mir fällt jene Fabel ein. Der Adler fragte eine Schnecke, die er auf dem Gipfel des Baums fand

„Du hast keine Flügel, wie kommst du hieher?“ Sie antwortete: „Ich kroch.“ Nicht als ob dieß auf unsern Helden paßte; nein, nur so viel zeigt sich, daß es auch, bey eigner Mühe, noch verschiedne Arten giebt, groß und reich zu werden, ohne eigentliches Verdienst annehmen zu können. Es kommt alles darauf an, nach welchen Grundsätzen der Reich- und Großgewordene verfahren, ob bey der Kollision der Ehr- und Geldliebe mit Edelmuth und Tugend, ersterer oder die letztere herrschend blieben. Nur im letztern Fall kann der Hohe und Reiche wahre Ehre genießen von Zeit und Nachzeit; im erstern ist strenge Beurtheilung und Tadel der Nachwelt sein gerechtes Loos. Hr. v. H. bewies eine pünktliche Thätigkeit in seinen Geschäften, war mehr als genau in Erfüllung seiner Pflichten. War ers aus Liebe zur Pflicht, oder aus Wunsch, immer mehr zu gelten, mehr zu seyn, mehr zu haben? Eine kleine Untersuchung wird dieß zeigen.

Der Edle, der seine Pflicht aus Achtung für dieselbe, oder wenigstens aus Liebe zu dem Guten erfüllt, welches daraus herfließt,

wird und muß stets seine Pflichten verglei-
chen, und die größeren den kleinern vorziehen; er wird und muß nicht bloß die Pflicht erfüllen, die ihm die Achtung der Menschen und die Superiorität über dieselbe schaft, sondern auch diejenigen, welche die Welt nicht erkennt noch lohnet, ja diese vorzüglich, weil sie die wahre Tugend bestimmen. Daß H—l sagen konnte: Wenn ich meine Feder auf dem Rathhause niederlege, so kann ich auch mein Amt niederlegen — ich bin mit allem in Richtigkeit und habe keine Rückstände" — dieß ist ein großer Vorzug vor andern Officianten, besonders vor vielen Mitgliedern zahlreicher Collegien, wo die Resten zur Tagesordnung gehören. Und sollten sie es nicht? Haben Menschen nicht noch andre Pflichten als die des Aktenschreibens? Soll man nicht auch Gatte, Vater, Freund, geselliges Wesen, Pfleger und Wächter, seines Leibes, seiner Seele seyn? Wahrlich eine so stolze Pünktlichkeit in Geschäften, die derselben nicht bedürfen, macht den Menschenfreund bange vor dem, der sie beweiset. Indessen ist sie doch immer ein Be-

weis von der großen Herrschaft des Geistes über den Körper, über das schwache Herz und dessen rauhe, sowohl als sanfte Leidenschaften. Allein, was soll man von dem Manne sagen, der diese Herrschaft hat, und sie auch nicht einmal gebraucht zur wirklichen Uebung einer uninteressirten Tugend? Keinen Werth hat dann die strenge ämtliche Pflichterfüllung in den Augen des Menschenkenners und Menschenfreundes; denn sie wird bezahlt, theils durch die Bewunderung der Welt, durch die Achtung der Co- und Subordinirten, durch höhere Ehrenstufen, theils durch baares Geld, welches immer richtiger fällt, je geschwinder alles expedirt wird. Ob nun der Mann, von dem hier die Rede ist, Tugenden ohne oder nur für solche Bezahlung bewiesen, das wäre die Frage und wird denen am besten bekannt seyn, die ihn so ganz gekannt haben, die Zeugen gewesen sind seines geheimern Verhaltens, der Erfüllung seiner nichtgesetzlichen oder nichtämtlichen Pflichten (officia imperfecta).

Wahrheitsliebe, Freundschaft, Wohlthätigkeit — Gottesverehrung, Geduld, Standhaftigkeit in Leiden und Tod u. s. w. sehet da,

unter vielen andern, solche Erweisungen, die nicht bezahlt werden.

Nun, war H—l ein Freund der Wahrheit? Ich meyne, schon die ersten Blätter dieser Schrift werden diese Frage beantworten, besonders in Verbindung mit den vielen Entdeckungen, welche hierüber der Biograph schon gemacht hat, z. B. über die Entstellung seines Verhältnisses mit Woyt (S. 175) über die ihm gewiß bekannte Anfangszeit der Kantschen Vorlesungen (S. 154.)

War er ein dankbarer Sohn seiner sorgsamen ihn zärtlich liebenden Eltern, wenn er, ohne ihre Erlaubniß und gewiß zu ihrer großen Kränkung, bey so gefährlichen Zeitumständen, eine theure und unnöthige Reise nach Rußland that, und sich um die gute Station und vortheilhafte Lage in Königsberg brachte; wenn er den innigen Wunsch seines Vaters, bey der Theologie zu bleiben, unerfüllt und seinen Vater, wie mans hier sagte und glaubte, darüber sich in den Tod legen ließ; wenn er seine Mutter, bey seinem so seltnen Wiedersehen, mit Stolz behandelte, wenn er, im hohen Alter derselben, sich von ihr an seine

Pflicht, von seinem Ueberfluß ihr etwas zur Erquickung mitzutheilen, mahnen ließ, und doch hierüber so schön schrieb?

War er ein Menschenfreund, wenn er, der reiche Mann, sein Mobiliare vermehrte, und die armen Handwerker und Künstler, wie der Biograph sagt, mit seinem Ansehen und seiner Kunstkenntniß bezahlte; wenn er arme Verwandte und Bekannte, die in einer Verlegenheit um einige Thaler baten, ungehört ließ; wenn er die, bey denen er in seiner Armuth gespeiset und viel Gutes genossen, hernach nicht kennen wollte, ja sie Stunden lang im Hause stehen ließ, ehe er ihnen Audienz gab, wenn er seinen Wohlthäter, meinen Vater (der sehr vom Scheintugendhaften unterschieden werden muß) so nachtheilig beurtheilte; wenn er, der Lobredner der Ehe, ein so schlechtes Beyspiel gab und, statt ein edles Weib glücklich und zur Theilnehmerin seiner Vorzüge zu machen, das Geschlecht, welches er mit Worten erhob, durch die That misbrauchte und herabwürdigte; wenn er seine Freunde, die sich ihm ganz ergaben, mit einer so erkünstelten Verschlossenheit, die wohl einen

ganz andern Namen verdient, behandelte; wenn er mit Pomp sagt: „das Wenigste, was man seinen Verwandten geben könne, sey Geld" und doch jeden, der ihn darum ansprach, mit den Worten abwies: behüte, Freunde müssen sich kein Geld schuldig seyn — wo es nicht mit noch härtern Worten geschahe?

Gott, was sind alle Freundschaftsversicherungen in der Welt, wenn damit ein solches Spiel getrieben wird? Erschütternd war mir der Gedanke — ein Mann, wie H — l, der so viel Freundschaftsgefühl zeigt, wählt sich einen edlen Jüngling (Kayser), besingt ihn, in mehreren Gedichten, in der Entfernung, hält ihm und sich selbst öffentlich Panegyren, wie der Pharisäer im Evangelio. Diesen lange besungenen Freund, diesen Bruder, dieses Ideal — sieht H. einmal noch wieder und — er weiß nicht wo. Wo ich nicht irre, schreibt er S. 263 in der Loge. Nein, nun will ich keinem Freunde mehr poetische Opfer bringen — nie die Freundschaft zur Sache des Kopfes machen. Mag sie im Herzen ihren Sitz behalten. Gott erhalte sie mir nur

da. Brüder, Freunde, die ich schätze, die ihr mich auch liebt, weg mit allen Poesien. Wir wollen keine Freundschaft dichten sondern sie haben — keine Verse machen, jedoch nicht vergessen, wenn und wo uns Gott nach vielen Jahren, das Glück des Wiedersehens schenkt. Was ist, nach solchen Beweisen, noch von den Huldigungen zu halten, die der Selbstbiograph jenen edlen Männern, in seinen Schriften darbringt? Aller Werth ist dahin!

War er ein Freund der Religion — er, der nur so lange ein Kirchengänger und Zuhörer geistlicher Reden blieb, als er sich für einen ausgezeichneten Protegé der Gottheit ansahe, als er sich besonders von Menschen dafür angesehen glaubte; dagegen aber Kirche und alles verließ, sobald ein verlornes Auge ihn an die Zerbrechlichkeit seiner Hütte und seines Glücksgebäudes erinnerte? Der Freund Gottes wird in der Zeit der Prüfung am richtigsten beurtheilt, erkannt und vom Scheinchristen unterschieden. Daß dieß die gewisse Ursache seines veränderten Verhaltens in Ansehung der Religion war — beweiset der vom

Biographen (nach S. 306) übersehene Umstand, daß H. im Jahr 1790 und 91 — gerade im Zeitraum seiner höchsten Glücksumstände — seine stolze Biographie entwarf, sie aber hernach, in den letzten fünf Jahren seines Lebens, ob er gleich damals, wohlzubemerken, weniger ausging und mehr Muße hatte, nicht weiter anrührte — warum? weil das Ideal eines Halbgottes, welches er angefangen hatte, nicht auszuführen war.

War H—l ein Weiser? Er hatte den Schein davon, nicht dadurch, daß er alles zu Furcht und Ehrerbietung zwang, nicht dadurch, daß er Glanz und Reichthum zu erringen verstand — das thut die gemeinste Klugheit, wenn die Umstände günstig sind. Allein, dadurch verbreitete er diese Glorie um sich, daß er sich vor allen Menschen, zum vorzüglichen Glied der unsichtbaren Kirche machte, die Lehren der Weisheit in seinen Schriften vortrug, auf Nachwelt und Ewigkeit große Hinsichten wagte u. s. w. War diese Glorie ächt? Konnte sie es seyn, bey einer solchen Selbstsucht, wie der Mann sie in seinem Urtheil über sich selbst zeigte, woron wir hier einige Züge schon

bemerkbar machten, mehrere aber leicht aufzufinden sind. Man höre ihn sprechen (S. 139) von seinem außerordentlichen Genie zur Musik, von seinem Flötenspielen, weil der König Meister auf diesem Instrument war (S. 184) von seinen Talenten, die so groß waren, daß er alles konnte was er wollte; war es eine Predigt, so war sie da; sollte es ein Gedicht seyn, es war auch da. Hatte er wohl das Leben richtig berechnet und beurtheilt? Hatte er es weise und schön genossen? Hat er seinen Ruhm auf die Nachwelt so fest gegründet? Hält und hielt man ihn mit Recht mehr für einen Usurpator der Gewalt, die er hatte, als für einen, dem die Herzen sie willig einräumten? Endlich, war er im Tode groß? Groß als Philosoph? Groß als sich hingebender Mensch? Wäre er dieß gewesen, so hätte ihn unmöglich ein solches Zittern und Zagen ergriffen, das ganz Beyspiellos war. Wer ein Glied der unsichtbaren Kirche d. h. ein Verehrer der wahren Weisheit ist, der kann nicht so schaudern vor einem Geschick, welches dem Menschen so ganz natürlich und unausbleiblich gewiß ist. Nein,

dieß bange Zagen ist unleugbarer Beweis, daß man alles bloß aufs Sichtbare bezogen, daß aller Ruhm von hoher Pflichterfüllung, von großem Beruf, von Sorge fürs Unsichtbare, von täglichem Sterben, von höherer Weisheit —— ein eitler Ruhm und falscher Schimmer war; wovon auch solche Zweifel, wie die S. 45 angeführten zeugen. Sein Glaube war nicht schwankend, sondern er fehlte ganz, und das ganze Himmelreich war — — eine poetische Laura für ihn.

Nur für einen solchen Verehrer des Sichtbaren und für keinen andern kann der Tod das seyn, was er für H—l war. Für einen solchen giebts keinen tiefern Sturz als den zum Staube. Die Tiefe ist für jeden gleich; es ist nur ein gemeinschaftlicher Grund — Grab und Verwesung. Allein, die Höhe ist verschieden, von welcher der Sturz geschieht. Was ist natürlicher? Je höher der Fallende steht, desto größer ist sein Schwindel, seine Bangigkeit; jemehr er in die unbekannte Tiefe hinabsieht, desto mehr steigt die Furcht, die den nicht so quält, der nicht hoch steht, oder gar nicht hinsieht, sondern gleichsam mit zuge-

drück-

drückten Augen den Sturz wagt, weil es seyn muß. H — l befand sich in keinem der beyden letzten Fälle; daher seine Furcht! Er hatte überhaupt auf gut poetisch auch die Weisheit besungen und gepriesen, ohne sie zu verlangen, wie Petrarch, der seine in den Gedichten so innigst gewünschte Laura nicht verlangte, als ihm ihr Besitz, es koste, was es wolle, verschafft werden sollte.

Es bleibt nun dem Urtheil der Kenner überlassen, ob die persönlichen Verdienste und Eigenschaften an Geist und Herz die Auszeichnung im Ganzen verdienten, welche das Glück diesem Mann zuwarf — das Glück, dem allerdings seine wirkliche Klugheit zu Hülfe kam. Denn diese, im engsten Verstande des Worts, besaß er im hohen Grade. Diese Klugheit (welche in der Gesellschaft jener edlern Eigenschaften sehr rühmlich ist) ferner sein devotes und schmeichelndes Benehmen gegen die Großen, seine Kunst, den Geringern Furcht einzuflößen, seine Suade, die er besaß, seine feste Beharrlichkeit, allen Hindernissen, die sich seinem Plan entgegenstellten, wenn sie selbst in der Tugend und in seiner wahren

Glückseligkeit, in seiner Lebens- und Sterbensruhe lagen, zu widerstehen — dieß waren die Umstände, denen er seine irrdische Größe verdankte, wie seine Glücksgüter. Dieß ergiebt sich aus allen hier angeführten Umständen, und der allein kann allenfalls daran zweifeln, der seine Schriften so liebt, so hochhält, als der Herr Biograph. Hierüber noch einige Worte und zwar nur wenige, da über diese Schriftstellerey schon so viel — meines geringen Erachtens — zu viel gesagt worden.

Vielleicht liegt eine Salbung und Kraft darin, welche nur dem fühlbar und kenntlich ist, der zu den Geweiheten oder Gefreieten gehörte; indessen mag die Welt auch wissen, was die Ungeweiheten davon sagen; und deren Urtheil ist nicht so enthusiastisch. Ein Buch, welches mit einem auffallenden Titel, mit einem noch auffallendern Anfange, mit schönen Kupfern geziert, mit manchen schönen und großen Gedanken prahlend — am litterarischen Horizont erscheint, reizt gewöhnlich sehr die Lesewelt, welche je länger je mehr nicht das Wahre und Gute, sondern das Neue liebt und will. Eine Zeitlang pflegt wenigstens

eine solche Schrift sehr zu gelten und allgemein zu gelten. Allein mit den Lebensläufen, welche jene ersten Requisiten hatten, war dieß nicht einst der Fall. Sie kamen aus der Presse sehr bald in meine Hände; ich fand die Weisheit nicht darin, welche darin seyn sollte, und Niemand aus meiner Bekanntschaft fand sie. Viele gute Köpfe konnten das Buch nicht einst zu Ende lesen; die es endigten, waren nicht zufrieden. Es blieb auch ganz still davon, selbst in dieser Gegend, wo man mehr Interesse als irgend anderswo daran hätte nehmen müssen, wegen des Lokalen. Man las noch überall Sophiens Reisen, Siegfried von Lindenberg und seine Brüder und Genossen, als man nirgends auf einem Lesetische mehr die Lebensläufe sahe. Fast zwanzig Jahre nach ihrer Erscheinung, erhebt sich nun ein Suchen, Fragen und Streiten über den großen Autor und Inhalt derselben. — Wahrlich eine ganz besondre Erscheinung, eine fast unerklärliche Sache! Ists denn Niemanden eingefallen, nach dem ersten Anfragenden zu spähen und ihn in der Person oder in der Nähe des Autors zu suchen, der sein Buch

nicht gerne überleben wollte?? Nun, wenns Niemanden eingefallen ist, so solls mir auch nicht einfallen. — Was jedoch den Inhalt dieser und der andern Hippelschen Schriften betrifft; so ist hierüber doch jedem wohl ein Urtheil erlaubt. Ich stimme denen bey, welche sie für keine Bereicherung der vaterländischen Litteratur, mithin für überflüßig, und es für keinen Verlust achten wollen, wenn sie nicht erschienen wären.

Was enthalten die Schriften in summa?

1) Einige neue schöne philosophische Raisonnements, die aber eben so schön und besser von dem Eigenthümer, dem sie gehörten (Kant) der gelehrten Welt übergeben sind. Denn es ist mir unbegreiflich, wie man das vielfarbige überladene Gewand, in welches H—l oder andre Dilettanten diese Sachen gekleidet haben, für gefälliger halten will, als das Originelle des großen Denkers selbst? Alles, was man von dessen schwerem Styl, von seiner Unverständlichkeit sagt, ist wirklich sonderbar. Hätten Lessing und Mendelssohn gerade die Sachen abgehandelt, die unser großer Philosoph zum Gegenstand seines Denkens und seiner

Schriften gemacht hat; so würden sie eben so wenig verständlich seyn. Denn jeder gesteht es ein, daß, wenn Kant solche Dinge schreibt, die der Popularität fähig sind, er sie nicht nur eben so richtig, sondern auch eben so schön sagt, als irgend ein andrer. Man sehe seine Abhandlung über das Erhabne und Schöne u. a. m. Alles, was in der Hippelschen Philosophie neu war, war — entlehnt und der Eigenthümer hat es vindicirt.

Die Schriften enthalten indessen auch viele nicht so neue, jedennoch aber

2) sehr interessante Vorstellungen im neuen Gewande — Zusammenstellungen, die, wo nicht außerordentlich, doch angenehm sind, und der Schriftsteller hat immer vielen Werth, wenn er die wirklich bekannten Wahrheiten so annehmlich darlegt, daß sie den Herzen der Leser werth und eindrücklich werden. Jedoch wird hiezu, wo ich nicht irre, erfordert, daß wenigstens diese Einkleidung sein eignes Werk sey. Das kann von diesem unserm Autor kaum behauptet werden. Er hatte, durch seine Klugheit und durch Benutzung der Umstände, sich so viele Quellen eröfnet, aus denen er schöpfen

konnte und wirklich schöpfte. Die Ungleichheit in seinem Styl, das große Konvolut von „Worten" wo er nicht nur die fremden Gedanken, sondern selbst fremde Ausdrücke in zahlloser Menge aufgeschrieben hatte — ferner das wirkliche Auffinden solcher Lieblings-Ideen einiger seiner Freunde in diesen Schriften — endlich sein eignes Geständniß, daß sie durch so viele Hände und Köpfe gegangen, wo jeder — der eine grammatische, der andre philosophische, ein andrer historische Berichtigungen machte, zeugen hievon. Selten hat ein Schriftsteller (dessen Loos gewöhnlich nicht Glanz und Reichthum ist) diese Vortheile für sich. Ist irgend einer aber in dieser seltnen Lage: so fordert man mit Recht von seinen Schriften mehr, als von andern; man ist zu einer schärfern Kritik berechtigt. Auch hier ists also sehr verzeihlich, wenn wir

3) nicht mit Gleichgültigkeit auf die großen Fehler dieser Bücher merken. Ich rechne hieher die vielen Wiederholungen, die man bis zur Ermüdung hier findet, und von welchen Hr. Miller (Verfasser der originellen Werke: Siegfried von Lindenberg ꝛc.) sagt: „Der Ver-

fasser der Lebensläufe habe eine ganz einzige Gabe, das schon Gesagte wieder aufzutischen." Er meynt, das Manuscript könne nur Bogenweise dem Verleger zugesandt seyn, sonst hätte es bey dem ununterbrochenen Durchlesen sicher auffallen müssen u. s. w.

Der Ruhm, daß dieser Mann, durch einen neuen Anstrich selbst dem Entlehnten, sein Gepräge gab, verliert hiedurch viel; denn die Wiederholungen beweisen es, daß ihm fast nichts mehr davon gehörte, als das mühsame Einpassen jener gesammelten Worte und Gedanken in die Fugen seiner Geschichte. Wie alles paßt, das mögen kritische Leser beurtheilen.

Ein neuer Fehler dieser Schriften ist das Platte und oft Fade in seinen Erzählungen und andern Stellen, dessen Hr. B — gk in seinen Bemerkungen, wie ich glaube, sehr richtig gedenkt, und welches man vergebens als ein verzeihliches Radikal-Uebel der humoristischen Schriftsteller aufstellen will. Kritik muß doch jeder Kopf haben — er mag humoristisch, oder poetisch oder philosophisch oder alles zusammen seyn. Die Kritik möchte nun allenfalls

wohl hie und da einen matten plattlächerlichen nichtssagenden Einfall erlauben; allein, wenn deren mehrere kommen; wenn darauf wohl gar Werth gesetzt wird; so kommt man in die Versuchung, an dem Kopf und seiner Kritik zu zweifeln. Das litterarische Urtheil beruht auf denselben Principien, wie das juristische und moralische. Der Rechtsgelehrte verurtheilt den Angeschuldigten zur Strafe, weil er ein Verbrechen begangen hat, unbekümmert darum, ob er vorher tausend der herrlichsten Tugenden geübt hat. Wer hundert gute Thaten vollzieht und eine frevelhafte, ist ein Straffälliger und kein Tugendhafter. Das Christenthum sagt sehr richtig: Wer an einem Gebot sündigt, ist eo ipso ein Uebertreter und Verletzer des Gesetzes. Wer in einer Gesellschaft mehrere schöne Floskeln und eine Menge der lobenswerthsten Einfälle aufgetischt und sich einen schandbaren unsittlichen Ausdruck erlaubt — wird für ungesittet erklärt. Zehn Wahrheiten, die man gesagt hat, geben kein Verdienst, wenn eine wirkliche und wissentliche Lüge daneben steht. Sollte, nach eben dieser Analogie, nicht derjenige Schriftsteller

schlecht heißen, der die vortreflichsten Dinge (vielleicht aus fremden Gärten) aufträgt, neben denen aber falsche, widersprechende, abgeschmackte, leere, ja gar unmoralische Dinge hinstellt? Ich glaube es. Allerdings aber müste das nachtheilige Urtheil entweder an sich klar und unbedenklich oder wenigstens von andern Richtern gefällt seyn, als von unbärtigen, anonymen Recensenten.

Ich gestehe es, daß sich bey mir vielleicht einige subjektive Umstände finden, die mich über die unphilosophischen Stellen der Hippelschen Schriften etwas härter als billig urtheilen lassen. Ich stoße da auf so viele Ausdrücke, Geschichten und Gegenstände, die aus unsrer gemeinschaftlichen Vaterstadt, selbst aus dem gemeinen Volk herrühren, und denen eine so besondre Wichtigkeit beygelegt wird, die mir aber höchst trivial erscheinen müssen. Eben fällt mir unter vielen anderen die witzig seynsollende Eintheilung des Adels in simpeln und höhern ein (aus den Kreuz- und Queerzügen). Sie kommt von einem Besuch her, den H — l von Gerdauen aus in einem adlichen Hofe machte, von wo er mit vielem

Lachen zurückkam und, in meiner Gegenwart erzählte, er habe den Herrn v. K. einigemal Herr Baron genannt, von ihm aber die Antwort bekommen: Mein Herr Criminalrath, ich bin nicht Baron, ich bin nur ein simpler Edelmann. H—l macht daraus kein Geheimniß, daß er mancherley — selbst alte Weiber-Historien genützt hat, wenn er (Biogr. S. 231) sagt: Solche Menschentreffende Stellen (nämlich Scenen aus Familien-Geschichten) gebrauchen — wäre die leichteste Art, lesenswerth zu werden.

Indessen auch der minderbekannte wird das Fade hier leicht entdecken. Unmöglich kann die Vorliebe für einen Freund oder Schriftsteller so weit gehen, daß man Augen und Herzen für so offenbahre Fehler ganz verschließen sollte.

Der Herr Herausgeber der Biographie sagt selbst, daß diese zu den besten Schriften Hippels gehöre; und da die eben hier vorliegt, so wollen wir nur auf Einiges in derselben aufmerksam machen, was zur Bestätigung unseres Urtheils dienen mag. — —

Wer sollte nicht den Galimathias S. 80 über privat und öffentlichen Unterricht fade finden. Es ist unbegreiflich, wie so etwas die Kritik — auch nur eines gemeinen Kopfs stehen lassen kann. „Man soll“ heißt es „in Gesellschaft nur Stückweise lernen, ein Stückwerk vom Menschen werden.“ Gerade das Gegentheil kann man behaupten; denn selbst der Gelehrteste, der es in seinen vier Mauern wurde, ist nur ein Stückwerk und paßt nirgends hin; er ist gleichsam ein isolirtes Wesen, und gerade der öffentliche Unterricht macht uns zu Menschen, d. h. zu geselligen Wesen; er bereitet uns für die Welt vor. Ja, die öffentliche Erziehungsanstalt ist selbst eine kleine Welt, in welcher der junge Zögling neben, mit und für Menschen leben lernt. Selbst den Vortheil, die Hebamme der Gedanken des Zöglings zu seyn, hat der öffentliche Erzieher ganz und ungekürzt. Ja, die Nacheiferung der Schüler, die Erholung einiger, indeß die andern reden, wodurch der Ermattung und Gleichgültigkeit gegen das Selbstdenken vorgebeugt wird — die Hülfe, welche einer dem andern leistet, die nachherigen Un-

terredungen in Abwesenheit des Lehrers, der durch die Kunst des letzteren leicht zu erwe=ckende Enthusiasmus — dieß alles führt zu einer gewissen Vortreflichkeit, wenigstens Brauchbarkeit, die der Privat=Unterricht selten oder nie hervorbringt. Daß eignes stilles Nachdenken und Studieren hier ebenfalls nöthig ist, beweiset nichts dagegen. Denn Unterricht und eignes Studieren gehört so zusammen, wie Essen und Verdauen; beydes ist nöthig, um Leben und Gesundheit zu erhalten. Wie paßt doch das triviale alte Beyspiel von den dummen Bauerjungen hieher, deren jeder allein auf eine gewisse Frage und Antwort vorbereitet worden; daher der eine auf die Frage: An wen glaubst du nach dem ersten Artikel? antwortete: An Gott den Sohn. Als es ihm gesagt wurde: Junge, an Gott den Vater -- antwortete er: Nein an den glaubt der andre Junge. Mit aller Mühe kann ich darin keine Comparation finden. Kurz die Stelle ist unter aller Kritik. Fast noch sonderbarer, wenigstens gefährlicher ist die darauf folgende Deklamation gegen die Neigung des Menschen, andern beyzutreten. Was wür=

de aus uns werden, wenn dieses impium desiderium erfüllt würde? Möglich, daß dadurch mancher Tyranney gesteuert; gewiß aber auch, daß in keinem Collegio ein Entschluß gefaßt, in keinem Staate ein Gesetz gemacht, eine Ordnung eingeführt und gut geheißen würde. Wohl uns, daß es nicht mehr Köpfe giebt, die sich für superieur halten!

Die als eigne wichtige Entdeckung S. 106 angekündigte Entstehung der Opfer hat für den, der darüber sonst gedacht hat, gewiß etwas sehr Leeres. Was ist denn da für ein großer Unterschied, ob ich der Gottheit opfere, weil sie die Gottheit ist; oder weil ich wünsche, daß sie mir hold sey. Parturiunt montes etc.

So kann der Kritiker auch nicht unterlassen, an dem Bemerkungsgeist des Autors zu zweifeln, wenn er S. 117 von den Pietisten den Stolz und die Heucheley ferne glaubt, dagegen beydes den Herrnhutern zuschreibt. Wie irrig! Es gab nicht leicht ein heuchlerisches und intoleranteres Volk, als eben diese Sekte, wovon man durch die Erfahrung sowohl, als durch ihre Grundsätze leicht überzeugt wird.

Aufstellungen, wie die S. 142. 144 gehören ohne Zweifel auch hieher. Es heißt da, der ernsthafteste Vortrag sey eine Satyre, wenn nicht mehr, so aufs menschliche Geschlecht — Ferner, die Satyre sey das medium von der Philosophie des Demokrit und des Heraklit. —

Seine Entscheidung über den Werth Voltaire's und d'Argens hat der Herausgeber selbst schon gerügt.

S. 183 heißt es: Wer in der Jugend nicht Verse gemacht hat, ist wenigstens kein Kopf.

S. 203. — Schwere Noth und Verlegenheit sind die Mysterien, wodurch Menschen groß und erhaben werden. S. 206. — Das Beste, was mir an Lord Keith (dem englischen Minister in St. Petersburg) gefiel, war, daß er sich von lauter Schwarzen bedienen ließ, selbst sein Kutscher war ein Schwarzer. S. 234. — Es ist gewiß, daß sogenannte Genie's sich mehr als andre mit sich selbst beschäftigen. Man könnte fast ein Genie auf diese Art definiren.

Auf solche gewagte, halb oder gar nicht wahre Behauptungen, die übrigens keiner weitern Erläuterungen bedürfen, um dafür gehalten zu werden, stößt man zu oft, um nicht an dem reinen und eignen Genie des Autors zu zweifeln. Sollte nicht auch das trefflich seynsollende Raisonnement über Griechen und Römer (S. 273 und f.) dahin gehören? Welch eine Rodomontade über eine Sache, die mit zwey Worten gesagt werden kann und längstens gesagt worden ist. Besonders ist das, was, bey dieser Gelegenheit S. 276 von der Schande, bloß spekulativer Kopf zu seyn, behauptet wird — höchst beleidigend. Sollte etwa auch Kant sich dessen schämen, daß er mit keiner andern Waare, als mit seinen Gedanken Handel und Wandel getrieben? Wäre er und jeder große Philosoph etwa mehr werth, wenn er eine Weile die Policey verwaltet hätte für Geld und gute Worte?

S. 277. heißt es: Dichter sind den Handlungs-Candidaten schädlich — soll wohl so viel heißen, als: Wo viel gesungen wird, wird wenig gethan, oder die Dichtkunst ersetzt das, was den großen Thaten an wahren

Werth abgeht. Wie falsch! Ists nicht der menschlichen Natur ganz angemessen, da am meisten nach großen Thaten zu streben, wo sie erkannt, besungen und der Nachwelt bekannt, mithin nicht vergessen werden? Man sehe hierüber die schöne Stelle: Bliomberis von Alxinger Gesang IX. Strophe 80. 81.

Die Namen sind in Erz und Marmorstein
So gut nicht aufbewahrt, als in der Dichter Liede.
Noch lebet im Homer der große Peleide,
Riß gleich die Zeit das Denkmal ein,
Das ihm Silanion, das Scopas ihm gesetzet.
Auch ist der Edle *) hier wohl werth, daß ihr ihn schätzet
Und durch getreue Pfleg' im Alter ihn belohnt.
Er hat den Wütherich, so gut, als wir entthront u. s. w.
Drum ehrt ihn; nicht allein, wer heilger Freyheit Schwert
Mit kühner Hand zum Sturz der Tyranney ergriffen,
Auch jener ist verehrenswerth,
Der dieses Schwert mit kühner Hand geschliffen.

S. 44

*) Der Dichter, welcher die Kriegslieder im Aufstand gegen den Tyrannen Assacar gedichtet hatte.

S. 44 heißts: Kein Mahler kann Juwelen, Gold und Silber, wohl aber feines Leinen mahlen — ein Satz, der erstens an sich falsch und zweytens ganz und gar nichts beweisend ist. Denn wie folgt daraus, oder welch eine Aehnlichkeit hat das damit, daß die Mittelmäßigkeit der beste Stand sey?

S. 56 heißts: Es scheint, die Vorsicht (Vorsehung) habe eine Masse von Geist und eine Masse von Wörtern den Menschen ausgesetzt; aus diesen machen sie allerhand Figuren, oder dann wird auch wohl ein güldnes Kalb von Buch, das man anbetet. Findet man auch in den schlechtesten Chartecken — eine Stelle, schlechter in Hinsicht auf Sinn und Styl?

Wenn neben solchen Dingen auch tausend schöne stehen — ich kann den Autor nicht vertheidigen, er gehört mir zu denen — ohne kritischen Kopf. Mit Recht kann es auch von den Autoren heißen: Praesumuntur boni (so lange man Gutes von ihnen lieset) donec probetur contrarium (wäre es auch nur durch einen einzigen groben Fehler und Verstoß gegen das Schöne, Wahre und Gute.)



BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Und dann, was soll man von den auffallenden Widersprüchen sagen, die man unmöglich allein auf das Herz des Verfassers schieben kann? — Was soll man denken, wenn der Mann, der die Seinigen, mit solcher Wärme zur Theologie ermuntert (S. 118) eine göttliche Offenbarung für etwas Absurdes erklärt? Ist ein Theologe mit solchen Principien nicht ein schändlicher Heuchler, oder in Gefahr, von der Kanzel geworfen zu werden? Mit einigen armseligen Federstrichen kann doch überhaupt eine solche Sache nicht so geradezu abgemacht und abgeleugnet werden, die eine Auktorität von Jahrtausenden für sich hat. Oder wie kann man so oft und viel von Mittelmäßigkeit und dem Glück dieses Standes reden, und doch mit der grösten Mühe Standeserhöhungen für sich und die Familie suchen? — den Soldatenstand auffallend verachten (S. 48) und die grösten Aufopferungen machen, um den Seinigen die Laufbahn in denselben zu öfnen? Welch ein besonderer Charakter! Welch' eine Satyre sind solche Widersprüche in einem und demselben Buch auf den Geschmack des Zeitalters!

Herr von H. der sehr wenige Prediger im Lande kannte, fällte ein so hartes Urtheil von dem ganzen Stande und sagte (S. 27): daß sie an Gelehrsamkeit und Herzens-Einfalt seinem gelobten Bernhard nicht beykämen. Kann man es mir, einem Gliede dieses Standes verargen, wenn ich strenge urtheile über die Schriften und Behauptungen des Mannes, den ich gar wohl kannte, theils aus seinen Handlungen, theils von Person. Ich habe mehrmals an seinem Tische und in seinem Umgange das Anziehende gefühlt, das er für jeden hatte, auf den er seine Magnetkraft wirken ließ.

Wer die Herzen der Menschen kaptiviren und sich zu eigen machen will, muß sich nur in der Regel und im Allgemeinen recht entfernt halten und den großen Mann machen. Dann sticht die mindeste Veränderung des Tons und Betragens ins Herzliche und Trauliche so ab, daß man seinen Zweck gewiß erreicht. Das ist eine Klugheitsregel, welche Hr. v. H. sehr inne hatte und zu beobachten verstand. Er wuste zu rechter Zeit so traulich und beyfallslächelnd die Hand über den Tisch

zu reichen, oder — wenn man nach Tisch unter vier Augen blieb — unser einen so warm zu embrassiren, daß man nicht ohne Behaglichkeit, ja gar nicht ohne Enthusiasmus wegging.

Ich glaube, daß er diese Klugheitsregel, selbst bey seinen Preißschriften beobachtet hat. Diese sind und bleiben noch immer der auffallendste Beweis für die Vortreflichkeit seines Geistes Zwar wurden dabey manches Nachbarn Kälber zum Pflügen gebraucht; zwar ist das Urtheil (S. 469) über die Preißschriften sehr nachtheilig; zwar sind sie nie dem Publiko bekannt worden: indessen ist es immer sehr viel, mehrmals in einer so wichtigen Sache, wo es an der Concurrenz nicht gefehlt haben kann, vor solchen kompetenten Richtern, das beste Zeugniß zu erhalten. Nach allem vorhin Gesagten, sollte man fast glauben, daß große Klugheitsregeln hier angewandt sind. Da wir indessen nichts Bestimmteres, als das eben Gesagte Unvereinbare davon wissen: so kann es in Ansehung seines Werths nichts pro noch contra beweisen.

Sollten etwa einige meiner Leser die Bewunderung des Biographen theilen, welche er über die erstaunlich vielen und mannigfaltigen Geschäfte und Thaten dieses Mannes bezeigt: so ist auch hierüber einiger Aufschluß zu geben. Wir müssen nämlich nie vergessen, welche große und mannigfaltige Geschäfte er nicht hatte, die ein jeder andre in seiner Lage wohl hätte wahrnehmen müssen, und wie viel Zeit er dadurch ersparte.

Wie viele herrliche, wichtige Stunden und Tage sind wir unsern Gattinnen schuldig, die wir in ihrem Umgange, in gemeinschaftlichen Gesprächen und Sorgen, in häuslichen Vergnügungen hinbringen? Es ist wahr, sie verursachen uns oft Resten und Unterbrechungen der Geschäfte, hindern manche litterärische Arbeit; allein, sie dienen zur unmittelbaren Menschenbeglückung, die doch wohl so gut im Plan des Schöpfers liegt, als die mittelbare. Wer das ganze Menschengeschlecht mit Liebe umfassen will, behält gewöhnlich nicht viel für den Einzelnen übrig. Wer immer fürs Allgemeine handelt — ist gewöhnlich kein Menschenfreund, sondern Freund seiner selbst.

Denn der wahre Menschenfreund will ein verschwistertes Herz sehen und an dessen Glück auch einmal das Auge weiden. Das Publikum hat aber kein Herz, höchstens einen Geist (esprit de corps.)

Andre viele und schöne Stunden gehören unsern Kindern, durch deren Bildung wir vielleicht — in ihnen selbst oder in ihren Nachkommen — noch größere und wichtigere Glieder liefern als wir selbst sind, ja gar als ein Hippel war. Unser Auge ist nicht geschärft genug, die Folgen unsrer Geschäfte und den Zusammenhang aller Dinge in diesem armseligen Leben zu überschauen; allein die Zukunft wirds aufklären und zeigen, ob die rauschenden prahlhaften oder stillen Geschäfte, ob die Arbeiten mit dem todten Buchstaben, oder die an einer lebendigen Seele von größerm Werth waren.

Noch andere Stunden nimmt dem, der im Ruf eines nicht unklugen Mannes steht, das Zutrauen der Menschen weg, die Rath, Trost und Hülfe suchen. Wer ein theilnehmendes Herz, ein Gefühl von Menschenliebe hat, ist durch sich selbst, so wie durch die

Umstände gezwungen, sich von dem Suchenden finden zu lassen, dem Fragenden Haus, Ohr und Herz zu öffnen, dem Unglücklichen Theilnahme zu zeigen. Da hiezu nicht, wie in den meisten Familienangelegenheiten, die Stunden von uns gewählt, sondern von andern uns abgedrungen werden: so giebt es hier erstaunliche Unterbrechungen, und der dazu Verurtheilte kann fast kein Geschäfte, welches anhaltendes Nachdenken erfordert, anders vornehmen, als in den Stunden der Nacht und des frühsten Morgens.

Eigne Nahrungssorgen und Hülfsgesuche — Abwendung vornehmer Chikanen — demüthige Beantwortung hoher Anfragen, Visiten und Opfer den Mäzenaten dargebracht — welche Zeit — ja geistmörderische Dinge und Geschäfte! H—l war in der glücklichen Lage, durch dieß alles nicht gestört zu seyn. Er war kluger Egoist genug, um sich hiedurch noch weniger stören zu lassen, als es wohl billig hätte seyn sollen. Er heyrathete nicht, blieb Ehe- und Kinderlos, sehr wahrscheinlich, weil der Opferdienst der beyden Götzen —

Geld- und Ehrsucht — gerade in der Ehe am meisten vernachlässigt werden muß.

Also waren auch keine Kinder da, die auf Bildung Anspruch machten. Wenn in der Biographie von Neffen und Nichten die Rede ist; so muß man nur einen Neffen und eine Nichte verstehen; denn mehrere hatte er nicht, wie ichs gar zu wohl weiß, indem letztere die Tochter meiner leiblichen Cousine ist — ein Umstand, der zugleich mit zum Beweise meiner Unpartheylichkeit dienen mag, wenn ich jezuweilen die Oppositionsparthey gegen die Lobredner nehmen muß. Die Beschäftigungen mit diesen beyden Verwandten, welche doch auch nur ein von ihm selbst erwähltes Erhohlungs- oder Lesestündchen kosteten, fingen allererst in den letzten Lebensjahren an; vorher hatten sie ihren Onkle kaum gesehen; geschweige denn von ihm Bildung genossen.

Mit seinen Audienzen war Hr. v. H. sehr rar. Ich kenne Menschen, welche Tage lang gingen, ehe sie vorgelassen wurden. Wenn er seinen Leuten sagte: Ich bin nicht zu Hause: so war er so sicher für alle Störung, als ob er auf einer wüsten Insel lebte. Nach seinen

Posten (da er überall dirigirte) war es Pflicht für ihn, so viel möglich, Jedermann zu hören. Allein er wuste auch hier das, was gegen die Pflicht war, unter dem Gewande der Hoheit und Wichtigkeit zu verbergen, und hatte den Vortheil, daß, je schwerer es war, vorzukommen, desto höher die Gnade geschätzt wurde.

Die Audienzen selbst waren sehr kurz und oft ohne Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache und der Person eingerichtet, so, daß man darüber sehr oft klagen hörte. Ich selbst kann nicht klagen und würde hiervon nicht reden, wenn ich unter die Zahl der Vernachlässigten gehörte. Ich bin, aus Grundsatz, schon sehr sparsam mit den Visiten und Devotionsbezeugungen. Indessen passirte mir doch einst ein Vorfall, der, auf den ersten Anblick besonderer schien, als er wirklich war. Ich hielt mich, im Jahr 1791, einige Monathe in Königsberg auf. Ich machte dem Mann, von dem hier die Rede ist, als Verwandter und Bekannter meinen Besuch; er gab mir ein langes und recht schönes Mittagsmahl und damit gut. Vor der Abreise — eines Sonnabends — wollte ich meinen Abschieds-Besuch

machen; ich sahe ihn, etwa dreyßig Schritte vor mir, mich bemerkend, ins Haus gehen; ich trete hinein und bekomme vom Aufwärter die Antwort: Der Herr Geh. Rath ist nicht zu Hause. Ich kehrte (nicht eben in den angenehmsten Empfindungen) in mein Logis zurück, und fühlte besonders in der Hinsicht einigen Verdruß, daß er recht wohl wuste, daß meine Abreise bevorstand. Kaum war ich aber auf mein Zimmer getreten: so erschien ein Aufwärter, und invitirte mich auf den folgenden Mittag, welche Einladung ich denn als eine völlige reparation d'honneur, annahm, in dem Glauben, der Einlader wolle noch länger, als einige Augenblicke mit mir zusammen seyn. So schien es auch am folgenden Tage, denn es war nur noch eine Person zu Mittage, die ganz absichtlich für mich gewählt war; die Tischzeit selbst dehnte sich bis gegen den Abend aus. Durch solche Feinheiten wurde man wirklich hingenommen. Ich erfuhr noch früher i. J. 1785 bey meiner Abreise nach Memel, noch einen seltnern Beweis seiner Gastfreyheit gegen Abreisende. Ich empfehle mich ihm um 8 Uhr morgens. Er

verlangt meine Hand darauf, daß ich noch einen Mittag bey ihm essen will — Ich reise heute ab, Herr Kriegsrath — So essen Sie heute bey mir — Meine Abfahrt ist auf den Nachmittag um zwey Uhr bestimmt, und der Herr Kriegsrath essen heute (am Sessionstage) spät — Wir essen um 12 Uhr, und Sie sind mein Gast — Kurz, der Handel war geschlossen. Der Leser wird hier bemerken — und es kam mir mehrmals so vor — daß den Abreisenden vornehmlich solche Aufmerksamkeit bewiesen wurde. Hiermit waren sie denn, auf eine lange Zeit, an das Heer der Lobpreiser und Bewundrer gefesselt. Ohne Zweifel ist es menschlicher und edler, der Menschen Beyfall zu wünschen, als dafür gefühllos zu seyn. Es ist nur auszumachen, ob das Herschende in solchem Charakter Menschen- oder Eigenliebe zu nennen sey. Man wurde hierdurch nicht selten auch sehr getäuscht. Mir gings gewissermaaßen auch so. Durch gewisse achtungsvolle Aeußerungen dieses so kompetenten Beurtheilers wurde ich veranlaßt, auf Dringen einiger Freunde, ihm schriftlich auch mündlich den Wunsch zu äußern, in Königsberg ange-

stellt zu werden. Ich war hiebey zum Theil von dem demüthigen Wahn geleitet, man könne nur im Sitz der Musen ihr Verehrer seyn, uneingedenk des guten alten Luthers, der in Rom bey weitem nicht die reinste Verehrung Jesu, auch nicht den reinsten Catholicismus fand. Zwar war ich gar nicht dringend, habe aber auch nie gemerkt, daß H—l auf diese meine Wünsche einige wahre Rücksicht genommen hat; indeß mancher von ihm poussirt wurde, den er sonst gar nicht so günstig beurtheilte und dessen Familie auf seine Dankbarkeit — meines Wissens, keinen Anspruch hatte. Nun, Traktaten haben immer noch, außer den bekannten, auch einige geheime Artikel, an denen es hier nicht gefehlt haben mochte.

Doch, ich will wieder einlenken. H—l hatte also große Zeitvortheile durch seinen Ehe- und Kinderlosen Stand, durch seine Entfernung der Fragenden und Bittenden, durch seine ökonomische Lage, die ihn aller Sorgen überhob, ferner durch die Gelegenheit, alle Classen von Menschen, die er irgend nöthig hatte, zu seinem Dienst zu nützen. Die Ver-

wunderung über seine schriftstellerische Fruchtbarkeit könnte sich, nach diesen Betrachtungen, merklich legen, und nicht weniger das Erstaunen über die Mannigfaltigkeit und doch so strenge und glückliche Beobachtung seiner Amtsgeschäfte.

Man kann dagegen nichts sagen; indessen muß man auch hier jene schon bemerkte vortheilhafte Lage in Anschlag bringen. Hiezu kam das immer geschäftige Glück des Mannes. Er hatte gerade im Criminal- und Poliзeyfach Vorgänger gehabt, die alt und schwach, mithin um keine Auszeichnung bemühet gewesen waren. Kurz vor dem Antritt seiner grossen Aemter waren einige bedeutende Feuerschäden gewesen, die doch, Gottlob, in der Regel nicht oft kommen. Von einer großen Feuersbrunst redet man an jedem Ort, wo sie geschehen ist, als von einer längstverflossenen traurigen Seltenheit. In solchen Policeyangelegenheiten kommts ohnehin auf zwey Eigenschaften an, die man von Natur haben muß und die H—l wirklich hatte, auf — Gegenwart des Geistes und Stärke im Ausdruck. Mit den andern Policey-

Branchen war das Publikum zu jenen Zeiten nicht so zufrieden; und es soll nicht unrecht gehabt haben. Ueber Becker, Fleischer, Fuhr- und Wirthsleute u. s. w. wurde sehr geklagt, und Königsberg hat in dieser Hinsicht, nach jenen Zeiten mehr gewonnen als verloren. Regenerationen der Collegien zu bewürken, Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu machen, die Anzahl der Mitglieder zu vermindern, höhere Gehalte zu geben — hiezu bedarf es nur eines willigen Ohrs gegen einige denkende Räthe und Subalternen, und eines vielgeltenden Namens — dann ist die Sache gar bald geschehen.

Haman nannte sich einen erkünstelten Greis. Man konnte Hippeln einen erkünstelten großen und reichen Mann nennen. Dieß war er wirklich. Weder sein Consulat, noch sein Vermögen, noch irgend ein Beytrag zu seiner Größe war vom Himmel gefallen. Alles war durch große Anstrengungen und Aufopferungen gesucht und durch seltenes Zusammentreffen glücklicher Umstände gefunden.

Was aber sich so nicht finden läßt, was vielmehr nur eine weise Hinsicht auf die Zu-

kunst geben kann — nämlich wahre Lebensweisheit und ein damit verbundenes zufriednes Herz im Leben und Sterben, das hatte er nicht.

Die Menschen sind in dieser Hinsicht überhaupt sehr verschieden und gewöhnlich von dreyerley Art. Einige haben in der Regel gar keine Hinsicht, leben für die gegenwärtige Stunde, halten das nächste Vergnügen für das beste u. s. w. Sie verschwenden, was sie haben und suchen dann wohl mühsam und mit Anstrengung zu erlangen, was sie nicht haben. Schwelger, Trinker, Verbrecher, Bettler, — gehören zu dieser Sorte. Die zweyte Art hält das entfernte, jedoch irrdische und sinnliche Vergnügen für das beste, will nicht früher genießen, als bis alles gehörig vorbereitet und alle Beyträge dazu errungen sind. Ihnen ist das Leben ein Theater, dessen Vorhang sie nicht eher wollen aufziehen lassen, bis aller Apparat in völliger Ordnung ist, damit nichts zu ihrer Täuschung, nichts zum völligen Genuß fehle. Hieher die Geitzigen — die Ehrsüchtigen, die Hoch-poetischen, auf höhere sinnliche

Genüsse rafinirenden. Ein Dichter (Uz, wo ich nicht irre) sagt:

Zu ekel sind sie, sich zur Pein,
Sie lassen West und Sommer streichen
Und wollen, wenn sie fliehn, in schattigen Gesträuchen,
Um murmelnd Wasser fröhlich seyn.

Die dritte Art sind die wahren Weisen, welche die reinern Freuden des Lebens alle genießen, wenn sie sich darbieten, oder auf rechten Wegen erreichen lassen, jedoch mit beständiger Hinsicht auf eine höhere Bestimmung — ich meine nicht die, welche der Köhlerglaube vormahlt, sondern diejenige, welche die Vernunft ahnet, das Herz vorfühlt, und zu welcher nur die wahrhaft Guten ein angebornes Recht haben. Zu der zweyten Classe gehörte ohne Zweifel der Held dieser Blätter. Von den Charakteren der letzteren hatte er nur leise Ahnungen in den Stunden der poetischen Weihe. Er war ein seltenes Paradoxon, welches wohl verdient, gekannt, nur nicht nachgeahmt zu werden. Er zeigte und förderte die Wahrheit, ohne sie zu lieben und hochzuhalten. Warum? Das letztere hätte seiner

ner Selbstsucht und seinen anderweitigen Plänen oft geschadet, das erstere förderte seinen Ruhm.

Er übte Gerechtigkeit, wenn und wo und so lange es Ruhm und Lohn brachte.

Er ehrte die Menschen, nicht weil er sie als Menschen der Ehre werth fand, sondern um von ihnen geehrt zu seyn.

Er liebte einige, doch nur, wie man einen bequemen Stuhl oder Platz liebt, um sie zu nützen, wie einen Schwamm, den man ausdrückt und wieder weglegt, wie ein Instrument, das man bey Seite thut, wenn man es nicht eben nöthig hat.

Er wirkte manche große Dinge, nur um dadurch selbst im Ansehen zu seyn.

Er sammlete ein großes Vermögen, in der Absicht, einst davon und dadurch große Dinge, besonders die Unsterblichkeit seines Namens hervorzubringen.

Er schrieb Bücher, um seine Lieblings-Ideen gedruckt zu sehen und vor dem engern Ausschuß seiner Freunde zu gelten — anfangs, ehe er so stieg, auch wohl, um als Schriftsteller berühmt zu werden.

Dieß alles überhaupt und jedes Einzelne besonders erhellet ganz unwidersprechlich aus alle dem, was hier gesagt worden. Nur sein Ich und alles andre nur in Beziehung auf dieß interessirte ihn.

Hätte er etwas gethan, um es zu thun, gewiß er hätte zufrieden seyn können, am Ende seiner Laufbahn, da er wohl auf alle Fälle mehr gethan hatte, als tausend andre. Nur, weil er alles gewürkt, geredet, geschrieben, gesammlet hatte, um sein Wohlbehagen daran zu finden — früh' oder spät — nur darum war ihm die Zeit seines Lebens so viel zu kurz. Er sahe sich am Ziel seines Hierseyns und war noch bey weitem entfernt von dem Ziel seiner Wünsche.

Das Resultat dieser unsrer Untersuchungen über den bedeutenden Mann, dürfte nun allerdings ein ziemlich anderes Urtheil seyn, als es die Biographie fällt.

Letztere findet hier mehr Größe mit scheinbaren unerklärlichen, auch wohl wirklichen und offenbaren Fehlern. (S. 325. 326.)

In diesem Nachtrag erscheint falsche Größe mit scheinbaren, auch wohl wahren Tugenden. Dort reizt der aufgestellte Charakter zur Nachahmung; hier warnt er dafür. Die nützliche Lehre aus der Biographie würde etwa folgende seyn:

Lieber Leser, hier siehst du einen großen Mann, einen hoch-poetischen, tief- und helldenkenden, kurz einen großen Kopf — einen ungemeinen Gelehrten, einen großen Schriftsteller, einen äußerst thätigen Staatsbedienten, einen Mann von ungewöhnlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, von unsterblichem Ruhm. Es finden sich in seinem Charakter zwar unerklärliche Eigenheiten, in seinen Behauptungen große Widersprüche -- manches, das ganz wie Fehler, wie grobe Fehler aussahe; er schien oft ein Sklave der drey irrdischen Götzen, des Reichthums, der Ehre und Wollust zu seyn. Allein selbst in diesen Fehlern war er groß und außerordentlich, und verdient auch darin Bewunderung, ja ein heiliges Erstaunen der Welt und Nachwelt, mithin — Nachahmung — Jüngling, wer du auch seyst, Mann von Anlagen und Talent,

folge ihm nach, werde groß, wie er, strebe darnach. Es ist doch ein herrliches Ding um das Außerordentlich-seyn! Man wird mehr als andre geschätzt um des Guten willen, welches man an sich hat, und weniger getadelt bey offenbaren Fehlern. Strebe also darnach, dich überall auszuzeichnen. Schmeichle den Höheren, gieb dich ihnen hin; diene ihnen mit allen deinen Talenten, opfere ihnen selbst irrdische Vortheile auf. Sie können und werden dir einen Wirkungskreis anweisen, in welchem du mit großen Zinsen das von den Geringern wiedererhältst, was du geopfert hast. Du hast dann nur zu wünschen und auszusuchen die Lage, in welcher du am sichersten deine Zwecke erreichen kannst. Auf ihre persönliche Achtung und Vertraulichkeit rechne nicht. Meide im Gegentheil die Gelegenheit hiezu. Wenn dich ein Großer einmal etwa mit ungewöhnlicher Freundschaft behandelt hat: so sucht er dich gewiß bald zu kränken, damit du dich nicht überhebest, so nahe zu treten, daß die Dunstkreise sich berühren. Zu solcher Kränkung darfst du nur eine kleine — auch keine Gelegenheit geben; man findet sie schon, wenn nicht an-

ders in der zu strengen Erfüllung deiner Pflicht, oder in einem gebrauchten Wort, welches man im stilo curiae anders erklärt, als alle Grammatiker. Suche nur erst, recht viel zu bedeuten und reich zu werden. Eins hilft hernach dem andern; je bedeutender, desto leichter wirst du reich; je reicher, desto leichter wirst du bedeutend. Beydes erfordert Anfangs große Anstrengungen und Beschwerden — Hintansetzung vieler Menschenpflichten — der Kindesliebe, der Wohlthätigkeit, der Freundschaft, der Bescheidenheit und Demuth, der Aufrichtigkeit und Wahrheit, der Gatten- und Vaterpflichten, der Seelenruhe und Freudigkeit im Leben, Leiden und Sterben. Kann es seyn, so suche auch diese Pflichten dabey zu erfüllen, was du aber wohl nie möglich machen wirst. Man kann nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon, nicht Gold und Ehre suchen durch Mittel, die gerade von diesem Zwecke entfernen. Allein, du kannst dir, durch Kunst und Zwang, von dem allen einen glänzenden Anstrich verschaffen, wenn du planmäßig und klug zu Werke gehst, wenn du poetisch und schön davon sprichst und

schreibst, und dann hält dich der gesammte Glanz und Ruhm schadlos für den Verlust.

Ganz andere Gesinnungen möchte wohl dieser Nachtrag in den Lesern zuwege bringen. Man wird hier zu dem Bekenntniß gezwungen: Ehrlich währt am längsten. Was helfen alle Tugenden, die vor Menschen gelten, die Gold und Ruhm bringen — wenn die fehlen, welche vor Gott und meinem Gewissen gelten und mir Zufriedenheit im Leben und im Tode geben. Ich lebe eine Zeitlang bewundert, gefürchtet, von einigen, die ich blende, vielleicht geliebt und geachtet, lasse der Welt und Nachwelt das Andenken einiger Thaten und Bemühungen zu ihrem wirklichen Besten. Allein die Nachwelt ist undankbar, der Mensch sehr geneigt zum Vergessen und Tadeln, womit er selbst die Gottheit nicht verschont, geschweige ein sterbliches Geschöpf, das so viele Blößen giebt. Der Ruhm ist also ungewiß und selbst der gewisseste kann mir das nicht ersetzen, was ich, bey solchem Streben einbüße und verliere, nämlich den süßen Lebensgenuß im zwanglosen Umgange mit edlen und lieben Freunden — die häuslichen Freuden an der Hand und Seite meiner Gattin, im Kreise meiner Kinder — die Ruhe meines, nicht von Drangsalen, jedoch von Selbstpeinigung freyen Herzens — die wahre Liebe zu den Wissenschaften, die mich nicht durch ihre Kronen, jedoch durch einen mehrsagenden Händedruck auszeichnen — die

Freudigkeit im Tode, der mich nicht so von meinen Schätzen (Weib und Kindern) auf immer entfernt, als den Sklaven des Glücks und der Sinnlichkeit — den wahren Nachruhm, der in einigen stillen Thränen, in einem dankbaren Andenken und in der herrschenden Ueberzeugung besteht, daß ich besser war, als mans glaubte — endlich das Glück der bessern Welt, welches ja weit höhern Lohn für gute als für große Thaten darbieten soll. Wohlan, ich nehme einen ganz andern Gang, als den der große gepriesene Mann gewählt hat; ich will ein Verehrer der Wahrheit und des Rechts, ein treuer Freund, ein Erfüller meiner ersten d. h. meiner Menschenpflichten, werden — der Dankbarkeit, der Menschen- und Bruderliebe; ich will dann zufrieden seyn mit dem Loose, welches mir auf diesem Wege zufällt. Ists schön und angenehm, wohl gar glänzend, so nehme ichs an mit Freuden — ists anders, so will ichs leiden. Das Unvergängliche ist mir mehr werth als das Vergängliche. Alle Erkenntniß und Weisheit (die man hier so nannte) alle Sprachen, aller Glaube, alle Herrlichkeit der Welt soll aufhören, aber die Liebe nicht; ihre Werke folgen mir nach, jenseit des Grabes.

So wandle dann hin armseliger Nachtrag, bereit zum Druck, den du nicht nur unter der Presse, sondern auch vielleicht unter den Federn der befugten und unbefugten Beurtheiler erleiden wirst.

Ich meines Theils verberge mich hinter dem Panier, welches der Biograph selbst aufgepflanzt hat: „Streben nach Wahrheit in der Schilderung unsrer Menschenbrüder wirkt immer Gutes.“ Ich hülle mich fest in meine Ueberzeugung ein, daß ich nicht anders zu richten gestrebt habe, als ich wünsche, gerichtet zu werden. Ich habe gewünscht, dazu beyzutragen, daß jedem das Seine zu Theil werde, daß die Wahrheit gewinne und dadurch Gutes verbreitet werde im Kreise der Menschheit.

Alle Gegenbeweise ex auctoritate, alle anonyme Anfälle, alle aus dem Schlupfwinkel geschehene Croatenschüsse, alle Anspielungen vom todten Löwen und Schuhriemenauflösen verbitte ich. Alles dieß ist nur außer den Grenzen des Reichs der Wahrheit brauchbar. Die in diesem Reich leben, sind gefreyt gegen solche Waffen.

Sollte ich aber jemals Unwahrheiten von mir und meinen Gefreundten der Welt darlegen: so sage man es unverhohlen. Sollte ich je mich als ein Halbgott versteigen wollen: so erinnre man mich geradezu an meine Sterblichkeit. Ich werde nicht murren, sondern danken.

---

89 F 27

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Keber, W. G.

Nachrichten und Bemerkungen den Geheimen Kriegsrath von Hippel betreffend
Ein Nachtrag zu s. Biographie im Nekrolog

Königsberg 1802

Biogr. 526
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10063830-0